Helv.
258

P. Cornelius del.t Ernst Thelott Sculp.t

Darstellungen

aus der

Schweitz.

Vom
Verfasser der neuen Briefe über Italien,
J. H. Eichholtz.

Mit einem Kupfer.

Eichholtz
Schweitz

Leipzig, 1808.
bei Heinrich Büschler in Elberfeld.

78 B 6

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorerinnerung.

Diese kleinen Skitzen aus der Schweitz gebe ich anspruchslos dem Publikum dahin: man hat der Werke schon viele über die Schweitz, und man hätte sie entbehren können. Derjenige, der sich gründlich in geographischer, statistischer und geognostischer Hinsicht rc. über dies kleine, merkwürdige Land, das von jeher von Reisenden viel besucht ward, zu unterrichten wünscht, wird in diesen Darstellungen seine Rechnung nicht finden: ein fühlender Freund, der mit dem Reisenden gern überall Blümchen pflücken mag, wie sie sich grade am Wege darbieten, wird sie vielleicht bei manchen Stellen nicht unbefriedigt aus der Hand legen; gewinnt er mich vielleicht wohl gar ein wenig lieb — so ist mein höchster Wunsch erreicht.

Unter vielen Bemerkungen, die ich selbst im Voraus über dies kleine Werkchen machen könnte, sey mir nur eine in Betreff der Digressionen über den

Begriff des Schönen erlaubt. Herr Prof. Bouterwek lieferte uns zuerst eine Metaphysik des Schönen — ein Werk, das uns eigentlich bis izt noch ganz fehlt. Ich lasse den gründlichen Untersuchungen dieses verehrten Denkers alle Gerechtigkeit wiederfahren: ich versuchte eine solche Metaphysik zwar nur im Kleinen, auf einem andern Wege. Man kann allerdings einwenden, daß eine solche Untersuchung hier nicht am rechten Orte sey. Doch was thut's? Wenn nur der gebildete, der sachkundige Leser die hier vorgetragenen Raisonnements nicht ganz für Radotage hält! — Immer ist es uns angenehm, unsere Ideen, wenn sie einen interessanten Gegenstand betreffen, an Andrer Ideen zu halten und daran zu prüfen, wir mögen sie finden, wo es sey, und von wem es wolle.

J. H. Eichholtz.

Schafhausen, den 28. Juli, 1806.

Hier bin ich nun, mein theurer Freund! an der Gränze der Schweitz, und wieder in der Nähe des schönen, stillen majestätischen Rheins, an dessen Ufern ich einst, in Frankfurt und Mainz, wo er mit grünlicher Welle die schönsten deutschen Gauen netzt, so gerne weilte. Bei Duttlingen, 10 Stunden von hier — rückwärts nach Schwaben hinein — fängt die Gegend zuerst an, etwas von einem Schweitzer Charakter anzunehmen; man genießt schon in der Vorempfindung der Reitze des herrlichen Landes, dem man sich nähert, und athmet schon freiere Himmels-Luft. Die klei-

ne, niedliche, ganz neu wieder aufgebaute Stadt *) liegt an den Ufern der Donau, die hier aber noch gar unansehnlich ist, und nur noch im schwachen Bilde den Großvater der deutschen Flüsse ankündigt, der

Ernst und majestätisch,
Langsam wallend, im vollströmenden Gang',
Unbesiegt, frei von der Knechtschaft Fesseln,
Deutschlands Gefilde tränkt.

Auf den grünen stillen Wiesen am Ufer des Flusses (während der Weg sich an der Anhöhe eines kleinen Berges am Thale hinwindet) weideten bunte Herden, deren friedliches Geläute, vom Thale herauf, freundlich in die Fenster des Wagens herein schlug. Wir kamen hier des Nachmittags um 3 Uhr durch.

Hinter Duttlingen hebt sich der Weg ziemlich

---

*) Sie brannte vor einigen Jahren ganz ab.

steil einen hohen Berg hinan. Als wir auf der Höhe desselben angekommen waren, lagen vor uns, grad aus in weiter Ferne, die Schnee-Alpen der Kantone Glarus und Appenzell. Näher vor uns, in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden, die der Rhein von Constanz bis Schafhausen bewässert, lag die runde, steile, isolirte Bergspitze mit der Festung Hohentwiel, und darneben, näher an Schafhausen, ein andrer hoher mahlerischer Bergkegel, der Stauffen genannt, zu dem die Schafhäuser im Sommer häufig wallfahrten, um von ihm den Sonnen Aufgang zu sehn, der von unbeschreiblicher Würkung seyn muß, in diesem großen Natur-Amphitheater, voll blühender Gefilde, mit mannigfaltigen kleinen Städten und Dörfern übersä't. Auf der höchsten Spitze desselben soll sich auch Basalt befinden. — Weiter südöstlich, (uns zur Linken), lagen im stillen Schimmer die beiden Arme des Boden-See's:

nehmlich auf der Seite von Schwaben der untere Theil des eigentlichen Sees, der keinen Ausfluß hat, und südlicher, an der Schweitz, der Zeller-See, der bekanntlich, nachdem der Rhein bei Constanz sich aus dem Boden-See ergossen hat, hier von neuem von demselben gebildet wird, und aus dem er dann weiter gegen Schafhausen hinabströmt. — Der Anblick dieses ganzen Naturgemähldes ist groß und sehr anziehend. Unverwandt verweilte unser Auge auf ihm, bis es auf der andern Seite der Anhöhe, wo wir fuhren, wieder in ein tiefes schauerliches Thal hinab gieng, von wo wir sodann nach Engen gelangten, und nun fast in der Ebene waren, die sich von hier bis nach Schafhausen erstreckt. Von Engen bis Schafhausen sind etwa noch 6 Stunden.

Aus Schafhausen.

Heute früh gegen 8 Uhr kamen wir hier an. Unser erstes, nachdem wir etwas gefrühstückt, war, den Rheinfall zu besuchen. Er ist eine gute Viertelstunde von hier entfernt, den Lauf des Stromes hinab. Man kann sich auf zwei Wegen demselben nähern; entweder erstlich, nachdem man die Rheinbrücke passirt hat, auf der Schweitzer-Seite, oder auf der Seite von Laufen; und zweitens auf der Seite von Schafhausen selbst. Wir wählten mit unserem Führer den lezteren Weg; bereuten es aber nachher fast, weil, wenn man sich von der Seite von Laufen nähert, das Schauspiel viel überraschender und viel größer seyn muß. Wir vernahmen das Getöse des Sturzes nicht eher, bis wir fast nahe bei demselben waren, und es auf einmahl, an Weinbergen vorüber, in eine Tiefe hinab gieng, wo unten am Strome ein paar Mühlen stehn. Jezt schauten wir uns um,

und sahen, wie er über sein Felsenbette, das er sich geebnet hat, schäumend und in zahllosen weissen Strudeln, vielen Dampf und Staub emporwerfend, hinunter stürzte. Die ganze Höhe des Falls bei niederem Wasser, beträgt vielleicht 15—18 Fuß. Noch bewegt sich das unruhige Bette des Flusses nach seinem Falle, in immer steigenden und sinkenden Wirbeln, 30—40 Schritte lang hinab, bis die grünliche Fläche dann ebener wird, und der Strom wieder langsam und ruhig dahin fließt. Auf der Seite von Laufen ist auf der Anhöhe eines Felsens, der senkrecht zur Seite des Stroms sich erhebt, ein kleiner Pavillon oder eine Art von Gartenhäuschen erbaut, aus dem man den ganzen Sturz am Besten betrachten kann, und von wo aus er fast den größten Eindruck macht. Man hört das Donnern und das Getöse unter seinen Füßen, und sieht die weißen Staubwolken, die aus dem sprützenden Schaume sich bilden, unmittelbar vor sich aufsteigen. Würklich ist auch

auf der Seite von Laufen der Fall selbst, oder die Anhäufung der Wassermasse, am stärksten.

Ich enthalte mich einer weiteren Beschreibung dieses merkwürdigen Sturzes, da Sie eine Darstellung desselben in jeder Reisebeschreibung lesen können. Aus demselben Grunde übergehe ich die beiden starren, grotesken Felsen, die mitten aus dem Strome hervorragen, und durch die Gewalt des Sturzes selbst gleichsam in beständiger Bebung erhalten werden. Aber das Brückchen darf ich nicht vergessen, das tief unter dem erwähnten Gartenhäuschen zur Seite des Stromes, am Ufer hin, angebracht ist, und dem Sturze grade entgegen führt. Es ist heimlich und traut in dieser großen, Sie umgebenden Natur, und dicht mit Gebüsch überwachsen. Ein kleiner Fußpfad windet sich von der Anhöhe des Gartenhäuschens zu ihm hinab, und wenn Sie das Ende desselben erreicht haben, stehen Sie dicht vor dem Sturze, und

staunen in die Herrlichkeit hinein. Sie müßen sich aber nicht fürchten, denn Sie werden tüchtig eingenezt, darauf können Sie sich verlassen. Doch was wäre es denn weiter?

Soll ich Ihnen übrigens ein aufrichtiges Bekenntniß ablegen, so muß ich Ihnen gestehn, daß mich dieser berühmte Fall nicht in dem Grade angezogen hat, als ich Anfangs geglaubt haben würde; vielleicht weil er überhaupt, wie unser Führer uns versicherte, der geringeren Wassermasse wegen diesmahl nicht so groß und so bedeutend war, wie er sonst wohl seyn mag; vielleicht auch, weil ich in Italien schon Wasserfälle sah, die zum Theil höher, zum Theil fast eben so mahlerisch sind, wie dieser — wofern man Kleines mit Großem vergleichen kann. Zu der ersteren Art gehört der hohe und schöne Wasserfall bei Terni — der Velinosturz — der den Rheinfall an Höhe wohl 4 — 5 Mahl übertrifft. Die ganze Höhe

dieses Sturzes aus einer erhöhten Berggegend in das stille enge Thal der Nera herab, beträgt wenigstens 60 — 80 Fuß Zu den mahlerischsten Wasserfällen in Italien gehören die kleinen Cascatellen bei Tivoli. Sie haben einen eigenthümlichen Reitz, der mehr empfunden als beschrieben werden kann, und der sie zur Landschafts-Mahlerei ganz besonders eignet: ein Reitz, der dem Rheinfalle nie gegeben werden kann. Alle Darstellungen, die ich von ihm sah, haben etwas einförmiges. Indeß imponirt der Rheinfall immer durch die Masse oder den Reichthum des Wassers, der sich über eine breite Felsenbank in der angegebenen Höhe hinunter wälzt.

Zürich, den 30. Juli.

Nachdem wir vorgestern früh den Rheinfall bei Schafhausen genug in Augenschein genommen hatten, sezten wir den Nachmittag unsre Reise noch bis Zürich fort.

Die Lage dieser Stadt ist ungemein mahlerisch; rund umher fruchtbare angebaute, oder mit Obstbäumen und Weinreben bewachsene Hügel. Auf der Morgen-Seite besonders zieht sich eine amphitheatralische Hügelkette um die Stadt hin, die ihrer ganzen Lage ein vorzüglich schönes Relief giebt; man passirt sie, wenn man den Weg von Schafhausen herkömmt, und es geht dann unmittelbar in die Tiefe hinab. Auf der Süd-Seite der Stadt, gegen die höhere Schweitz hin, liegt der schöne See, der vielleicht 5 — 7 Stunden weit sich zwischen den Gebürgen hinauf erstreckt. Seine Ufer sind, zunächst an Zürich, mit einer Menge kleiner Landhäuser und mit kleinen Dörfern überall.

bedeckt, was ihm ein besonderes belebtes und freundliches Ansehn giebt. Kleine Kähne, zum Theil mit Segeln bespannt, schwimmen auf demselben hin und her. — Sie erinnern sich wohl noch der schönen Ode, die Klopstock einst auf diesen See und auf die Lage Zürichs überhaupt verfertigte? „Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindungen Pracht" ꝛc. — Der Anblick dieser Lage und dieser Umgebungen hat sie mir lebhaft ins Gedächtniß zurückgerufen.

Die Limmat, die aus dem See sich ergießt, fließt wie ein breiter Kanal mitten durch die Stadt und trennt sie in zwei Theile. Beide Theile sind wieder durch zwei Brücken mit einander verbunden, von denen jedoch die oberste, gegen den See zu, mehr ein Steig oder ein Geländer für Fußgänger ist. Die unterste, ohngefähr in der Mitte der Stadt, ist die Hauptbrücke. Sie ist der lebhafteste Punkt von Zürich, vorzüglich des Mor-

gens zwischen 11 — 12 Uhr, wo sie gleichsam den Zürchern zur Promenade dient. Besonders lebhaft ist sie an den Marktagen, indem alle Obst- Gemüse- und Butterhändlerinnen, die vom Lande hereinkommen, hier zugleich ihre Sitze aufschlagen. — Mein Wirthshaus — das Schwerdt — liegt an diesem Kanale, unmittelbar an der Brücke, und aus den Fenstern meines Zimmers genieße ich beständig der schönen Aussicht auf den Strom, so wie auf den höher liegenden See, und über denselben hinaus auf die Schneegebürge des Kantons Glarus, die im lichten glänzenden Schimmer prangend, den Hintergrund schließen. Ein leichter Nebel ruht in den Frühstunden gewöhnlich über dem See, der sich gegen 10 — 11 Uhr erst verliehrt, und auch die fernen Gebürge treten dann erst in ihrem vollen Glanze hervor. Dies macht das ganze Gemählde, welches sich nach und nach erst aus dem Schleier entwickelt, nur um so mahlerischer. Lohnbediente und Alpenführer laufen

emsig vor meinem Fenster auf der Brücke hin und her, und winken mir hinüber in die freundliche duftende Ferne. Lange werde ich nicht mehr auf mich warten lassen. Sie glauben nicht, wie einem bei einem solchen Anblicke so reiselustig wird!

Von allen öffentlichen Oertern Zürichs, deren es, beiläufig gesagt, wenige hat, ist die sogenannte Promenade der vorzüglichste. Sie liegt auf der Abendseite der Stadt, an der Limmat herab, und besteht in einem großen ebenen freien Platze, der mit einigen Alleen und Gängen durchschnitten ist. Sie ist der Versammlungsort der Zürcher eleganten Welt an Sommernachmittagen, besonders an Donnerstagen und des Sonntags. — In einem der Boskets, etwas abgelegen, steht das Monument des Idyllendichters S. Geßner, edel und einfach. Auf einer der Marmortafeln, mit welchen die vier Seitenwände bekleidet sind, steht die Inschrift:

Dem
Andenken
SALOMON GESSNERS,
von seinen
MITBÜRGERN.

Billig verehret die Nachwelt den Dichter, den die Musen sich geweihet haben, die Welt Tugend und Unschuld zu lehren.

Tod Abels I. Ges.

Oben schließt es sich mit einer Urne.

Wenn man von dem untersten Ende der Promenade in einem kleinen Kahne über die Limmat herüber fährt, so kommt man zu einem kleinen recht artigen Häuschen, das jenseits am Ufer steht, wo Wein geschenkt, wo des Sonntags getanzt, und wo gebadet wird, wenn man Lust hat. Ich brachte dort gestern mit dem Sohne des Idyllendichters — dem Buchhändler Geßner — der zugleich ein unterrichteter, ein sehr gefälliger und

liberaler Mann ist, einige recht angenehme Stunden zu.

So viel über die Lage und die Umgebungen Zürichs. Ueber innere Merkwürdigkeiten unterhalte ich Sie nicht; Sie können darüber jede andere Reisebeschreibung nachlesen, die sich in dieser Hinsicht zur Genüge verbreitet haben. Daß Zürich von jeher viele schätzbare Gelehrte und Künstler hatte, ist bekannt; auch fehlt es nicht an vortrefflichen Instituten, wodurch für den Unterricht junger Leute, die sich bilden wollen, fast in allen Theilen der Wissenschaften, auch fortwährend gesorgt wird. Unter den Auspizien des edlen und patriotischen Usteri werden deren fast immer noch neue wieder gegründet.

Zürich, den 31. Juli.

Heute Mittag reisen wir von hier wieder ab. Bevor das aber geschieht, muß ich Ihnen erst erzählen, was mir gestern hier begegnet ist. Da mein gestriger Brief an Sie noch vor mir liegt, so kann ich ihm diese Zeilen gleich noch beifügen. Lesen Sie, und wundern Sie sich!

Ich gieng gestern Nachmittag mit Herrn Le Gros, einem jungen und liebenswürdigen Franzosen, den ich in meinem Gasthofe kennen lernte, auf der großen Promenade spazieren. Es war dort, weil es grade ein schöner heiterer Tag, und noch dazu Donnerstag war, ein recht buntes Gewühl von Zürcher jungen Herrn und Schönen aller Art. Indem wir so Arm in Arm in der Allee auf und ab giengen, schwebte auf ein mahl unter der Menge eine leichte Gestalt an uns vorüber, deren Züge mir bekannt vorkamen. Diesen Ausdruck von

heite-

heiterer, seelenvoller Ruhe glaubte ich schon sonst wo gesehen zu haben. Wir begegneten uns noch ein Mahl, und nun war kein Zweifel mehr übrig; es war — jezt rathen Sie — es war Mademoiselle B**, die ehemalige Freundin der Frau von R**, die Sie sich wohl noch erinnern, vor einigen Jahren oft mit mir in München, im Hause der leztern gesehen zu haben. Sie lebt jezt mit ihrer Mutter, die sich ihrer Gesundheit wegen ein anderes Klima suchte, hier in Zürich. Ich habe von ihr merkwürdige und seltsame Dinge erfahren. Beate R**, diese edle, liebenswürdige, anspruchslose Freundin, von der wir schon seit ein paar Jahren nichts mehr erfuhren, lebt nicht mehr mit ihrem Manne, sondern hält sich mit ihrer jüngeren Schwester in Luzern auf, wo eine Anverwandtin und Jugendfreundin von ihr verheyrathet lebt. Ihr Gemahl, der Legations-Rath, schwärmt wieder in der Welt umher, und scheint sich nicht

viel mehr um sie zu bekümmern. Sie hatten also ganz Recht, als Sie dieses früher mehrmahls schon prognostiziren wollten. Wann werden denn die beiden Wandlerinnen, die schon oft „den Himmel und Meer und Land gewechselt haben" endlich zur Ruhe kommen? — Sie sollen in Luzern ganz einsiedlerisch sich eingerichtet haben; ein alter Lieblingsplan Beatens, den sie vorahndend, wie es scheint, schon damahls oft mit uns entwarf. Ich bin ungemein gespannt, Beide nach so langer Zeit so unverhofft wieder zu sehen. In zwei, drei Tagen . . . dann bin ich dort; dann erfahren Sie mehr von mir.

Auf dem Albis, den 31.

Wir machten uns heute Nachmittag um 4 Uhr von Zürich auf, um den Abend noch den Albis zu erreichen, auf dem Wege nach Zug, und in dem Wirthshause hier auf der Höhe zu übernachten. Zug ist 5 — 6 Stunden von Zürich, und bis zum Albis ist es 3 Stunden. Wir kamen durch Wollishofen und Adlischwyl, zwei Dörfer, die am Wege liegen. Ueberall sahen wir Leute auf dem Felde, die fleißig mit ihrer Arbeit beschäftigt waren. Andere waren an der Straße hin beschäftigt, frühzeitiges Obst von den Bäumen zu nehmen. Die Mütterchen in den Dörfern, durch die wir kamen, saßen mit den Kindern vor den Thüren des Hauses, und dankten freundlich, wenn wir grüßten. — Ein liebliches Bild der Ruh', und des stillen ländlichen Lebens. — Die Strahlen der Sonne, die schon in schräger Richtung, je mehr der Abend sich näherte, über die Felder hin fielen,

und sanft und freundlich im grünen Laube der Bäume spielten, weckten sonderbare Empfindungen in mir: Bilder einer glücklichen, längst entschwundenen Jugend. — Um 7 Uhr waren wir auf der Höhe des Berges, und nachdem wir uns etwas mit Wein erfrischt hatten, eilten wir zur sogenannten Hochwacht, einem der höchsten und freiesten Punkte dieses Bergrückens, um von da den Sonnenuntergang zu betrachten. Glühend, wie von einem sanften Rosenlichte umzogen, lagen die hohen Häupter der Schneeberge uns, in einiger Ferne, gegenüber. Hier übersahen wir zum ersten Mahle ziemlich frei die ganze Kette derselben, die aus den Kantonen Glarus und Appenzell, durch die Kantone Schwytz, Uri und Unterwalden, sich ins Berner-Oberland hinein zieht. Hohes Wonnegefühl ergriff meine Seele, als sich mir nun die Reitze der so oft gepriesenen Schweitz, und gleichsam ihr Heiligthum, immer mehr vor meinen Blicken enthüllten. Mein Gefühl war ein stilles An=

beten. Auch meine Begleiter sprachen wenig, nach den ersten lebhaften Aeußerungen der Verwunderung und des Entzückens; aber auf ihrem Antlitze, von der Abendröthe beglänzt, im Angesichte dieser hohen Wunden der Natur, drückten sich besser, als sie sich würden beschreiben lassen, ihre Empfindungen aus. Ganz nahe vor uns, in der Tiefe, am südlichen Fuße des Berges, worauf wir ruhten, lag im goldenen Abendstrahle, wie in eine stille Bucht eingeschlossen, heimlich und traut, der kleine Türler-See, mit seinen grünen Ufern; etwas weiter der Zuger-See, wie ein großer blinkender Spiegel, hinter welchem sich dann der hohe allgewaltige Rigi erhob, der wie eine Pyramide zwischen dem Zuger- und Luzerner-See in der Mitte, und im Vorgrunde der Alpen steht. Wir legten uns nieder auf den grünen Rasen, und blieben lange in diesen entzückenden Anblick verlohren; aber so groß auch das Ganze war, das uns umgab, so ungern riß mein Blick sich von dem

kleinen Türler-See los. Oft wird sein stilles Bild in meiner Seele zurück kehren. . . .

Noch ruhten wir, als die Sonne ganz hinabgesunken war, und das Rosenroth an den Gipfeln der Berge zu verglühen anfieng, mit dem Rücken gegen die Erde gelagert, und schauten hinauf in den blauen Himmel. Seelige Träume wiegten und umschwebten uns. So ruhte ich oft in meiner Jugend stiller Kindheit, als ich noch im Schooße der Meinen lebte, des Abends auf dem Lande unter einem blühenden Apfelbaume, und schaute hinauf in den bestirnten, gränzenlosen Ozean. Was fühlte, was ahndete ich damahls nicht alles! Was glaubte ich nicht alles zu finden, wenn der Vorhang des Lebens sich vor mir aufziehen, und mir der Blick ins Freie, Gränzenlose vergönnt seyn würde! Damahls schienen mir die blauen fernen Berge, die meinen Horizont begränzten, das Ende der Welt. Die Schweitz zu sehen,

von der ich damahls so vieles las, wünschte ich mir oft; daß ich auch Italien noch sah, ist vielleicht mehr, als ein genügsames Herz, im Gefühl der Freude, ertragen möchte. — Und doch, bin ich nun, da ich das alles sah, glücklicher? — Ich bin hinter diesen Bergen gewesen; wie viele frohe Träume sind seitdem von meinen Augen gefallen! Wie vieles habe ich seitdem gesehen, erfahren, gelernt, was mich nicht glücklich macht! Wie oft wünsche ich mir die Beschränktheit meiner Kindheit wieder zurück!

Aber so ist das Loos des Menschen. Ein feindseeliger Dämon, scheint es, reißt uns aus dieser glücklichen Beschränktheit in den Strom des Lebens hinein, mit dem alles fortschwimmt, hinab gegen den alles verschlingenden Abgrund der Zeit: und so hinab, immer weiter hinab! — Zu spät werden wir inne, daß wieder zurück zu kehren unmöglich ist. Was bleibt uns übrig, da uns der Geist

einmahl gefaßt hat, als, wohin er uns stößt und treibt, zu folgen? Schön drückt der Verfasser des Gedichtes „die Kinderjahre“ zum Theil diese Empfindungen aus, wenn er sagt:

„Durchsegle kühn die Meere,
Wie Cook und Magellan,
Erfleug das Ziel der Ehre
Auf nie beflogner Bahn;
Erblick', ein Stolz der Musen,
Dein Bild in Erz und Stein,
Ruh' an Cytherens Busen,
In Amors Myrthenhain! ꝛc.

Umsonst! Der Sorgen Heere
Durchschwärmen ohne Rast
Den Glanz am Ziel der Ehre,
Den Goldsaal im Pallast!
Bei Todi's Zauberkehle
Bleibst du in Gram verhüllt;

Du strebst nach Ruh der Seele,
Und greifst ein Schattenbild!"

Jedoch — ich wage es zu sagen — meine Empfindung war erhabener. Es ist nicht blos unruhiges Sehnen und Streben aus einem Zustande in den andern; es ist nicht blos der thörichten Wünsche Streit:

Verlohren ist, wer auf dem Ozean des Lebens
Des Sterns der Hoffnung gold'ne Spur verlohr!
In seiner Seele Nacht ringt er vergebens,
So innig auch den Genius der Menschheit er beschwor,
Was ihm die Ferne einst verhieß, zu finden:
Und wo die Pfade sich, die dunklen, abwärts winden,
Seht ihr in Nacht auf ewig ihn verschwinden.

Zug, den 1. August.

Wir sind heute früh um 7 Uhr hier angekommen, nachdem wir uns um 4 Uhr von unserm Lager auf dem Albis schon erhoben hatten.

Zug liegt in einem schönen Thale, am Zuger-See, und zugleich an der Spitze eines Berges, der sich östlich an diesem See hinab erstreckt, und da, wo dieser sich endigt, mit andern Gebürgen im Kanton Schwytz zusammen hängt Er heißt der Zugerberg. Der Abhang desselben, gegen den See hin, ist mit mannigfaltigem Gehölz, mit Tannen und Buchen rc. bekränzt, deren grüne dunkle Schatten in den reinen silbernen Fluthen des See's sich wieder spiegeln. Tiefer hinab ist er auch hier und dort mit Weinreben bepflanzt. Kastanienwäldchen beschatten einen angenehmen Pfad, der am Fuße dieses Berges, und zugleich am Ufer des See's hin, nach Art, im Kanton Schwytz, hinunter führt, wo der See sich endigt. — Ein

Weg von 3 Stunden, und zugleich einer der angenehmsten Wege in der Schweitz.

Der See ist ohngefähr 4 — 5 Stunden lang, und zwei bis drittehalb Stunden breit. Am südlichen Ende desselben, zur Seite von Art, steigt gleichsam der hohe finstre Rigi, wie eine Pyramide, mit steil abgerissener Felsenwand, aus ihm hervor. Die westlichen und nördlichen Ufer desselben sind flach, und überall angebaut. — Wenn man von Zug, in gradentgegengesezter Richtung, nach der West-Seite des See's hinüber fährt, so kommt man nach Buonas, von wo aus man bald im Kanton Luzern sich befindet. — Etwas tiefer herab, dem Rigi näher, kommt man nach Immensee, einem kleinen reizenden Dorfe, das wie in einer Bucht, am Ufer des See's liegt, und von wo aus man in einer halben Stunde nach Küßnacht geht, und nun an den Ufern des Luzerner-See's sich befindet.

Das Thal von Zug selbst, in das man hinab kömmt, sobald man die Albiskette verlassen hat, und zu dem die nördlichen Ufer des See's mit gerechnet werden müßen, ist eins der fruchtbarsten in der Schweitz. Die Dörfer Cappel und Baar — besonders das leztere — haben eine angenehme Lage in demselben. Von Baar aus macht man den Weg bis Zug durch lauter Wiesen, in welchen die Fußwege rechts und links mit Obstbäumen bepflanzt sind, welche gleichsam eben so viele kleine, romantische Alleen bilden.

Der ganze Kanton Zug, einer der kleinsten in der Schweitz, ist katholisch, und rein demokratisch. In der Stadt Zug selbst, die vielleicht 3000 — 4000 Einwohner faßt, wird alle Jahre im Frühlinge die Landesgemeinde des ganzen Kantons gehalten. Die Einwohner des Kantons leben, wie die Einwohner von Zug selbst, vom Ackerbau, vom Weinbau und von der Viehzucht. Die Landleute leben

außerdem noch von der Alpenwirthschaft. Der größte Theil des Kantons, besonders vom Zuger-Berge an, östlicher ins Land hinein, (gegen den Kanton Zürich und Schwytz,) ist bergigt. Man kann die Bewohner dieser Gegend schon zu den Alpenvölkern rechnen. In diesen Bergen hinter Zug, und zwar 3 Stunden von der Stadt, kommt man zu dem Egeri-See und dem Berge von Morgarten, zwischen welchem und den Ufern des Sees, die Eidgenossen im Jahre 1315. die erste merkwürdige und höchst wichtige Schlacht erkämpften, die Schlacht von Morgarten genannt, nach welcher ihr Bund nur desto schneller und schöner emporsproß. Ein Heer von 20,000 Mann, das der Herzog Leopold von Oestreich am Morgen des 15. Novembers des gedachten Jahres von Zug aus hieher führte, um von hier in den Kanton Schwytz einzudringen, ward hier von 1300 Eidgenossen fast gänzlich aufgerieben.

Auf dem Rigi, Abends um 9 Uhr.

Unser Lebens-Schifflein, während wir in der Schweitz reisen, wallt immer leichter und fröhlicher dahin. Himmelslüfte umspielen uns; das schönste Wetter begleitet unsre Fahrt.

Heute früh reisten wir um 10 Uhr von Zug wieder ab; wir fuhren über den Zuger-See nach Art, wo wir zu Mittag speißten. Nachdem dieses geschehen war, machten wir am Fuße des Rigi hin, der immer rechts bleibt, eine kleine Wanderung durch das reizende Thal von Goldau und Lowertz nach dem Lowertzer-See, aus dessen Mitte sich eine kleine Insel, die fast ganz aus blossen Felsen besteht, die Schwanen-Insel genannt, steil empor hebt. Dies liebliche Thal (schon im Kanton Schwytz) ist von dem hohen Rigi, dem Ruffi- oder Roßberge, der sich von Art nordöstlich am Kanton Zug hinzieht, und gegen Osten von einer andern hohen Bergkette mit zwei stark

hervorragenden Felsenkolossen, die man die Schwyzer-Haken nennt, eingeschlossen. Kühn und überhängend stehen sie da, als ob sie jeden Augenblick den Einsturz drohten. Nach Schwytz selbst, das am Fuße dieser Berge, in der Tiefe liegt, hat man von Art aus 3 Stunden.

Verfolgt man das Thal von Goldau und Lowertz so weit hinab, daß man den Rigi, welcher rechts bleibt, gleichsam umgeht, so kommt man nach Brunnen, und bald von da an die Ufer des Vierwaldstätter- oder Luzerner-See's, der südlich den Fuß des Rigi netzt. Ohngefähr eine Stunde oder anderthalb Stunden von Brunnen, weiter am See hinab, kommt man an die sogenannte Tells-Kapelle, die hier auf der Stelle errichtet wurde, wo Wilh. Tell, bei einem Sturme auf diesem See, dem Schiffe des Landvogts Geßlers glücklich entsprang, und es in die Fluthen zurück schleuderte. Die Erinnerung dieser heroi-

schen Vorzeiten und das Andenken dieses Freiheitshelden, von dem überall an den Ufern des Vierwaldstätter-See's noch Denkmähler übrig sind, gewährt der Seele einen hohen Genuß.

Weiter hinab, die Ufer des See's vorbei, führt der Weg nach Altorf, im Kanton Uri, fast immer an den Ufern der brausenden Reuß hin; und von da nach dem St. Gotthardt, wo sie entspringt. Von Brunnen nach Altorf sind etwa 2 — 3 Stunden; von Altorf bis auf den St. Gotthardt 10 — 11 Stunden. —

Als wir das Thal von Goldau und Lowertz auf diese Art in Augenschein genommen, fiengen wir, von Lowertz aus, den Rigi zu besteigen an. Der Weg ist Anfangs etwas steil; wenn man aber gut bis zur Mitte hinaufgekommen ist, wird er ebener. Nur Alpen oder kahle Weiden umgeben ihn ganz in der Höhe; hier und dort auch

kurzes Gebüsch, und viel Farrenkraut, das um die Wege hin steht Um 7 Uhr langten wir bei'm Kloster an. Hier stehen zwei bis drei Wirthshäuser, wo man übernachten kann, und alle Bequemlichkeiten findet. *) Nachdem wir uns in einem derselben — im Roß — etwas erfrischt hatten, stiegen wir vollends noch eine halbe Stunde weiter, bis zu einem der höchsten Gipfel des Berges, dem Rigi-Staffel, um die Gegend umher zu betrachten, die im lezten Schimmer der sinkenden Abendsonne, weit ausgebreitet, wie eine große Naturcharte, vor uns lag. Der Anblick von dieser Höhe ist groß und einzig. Man genießt von hier eine der schönsten Aussichten fast über die ganze Schweitz, und zwar gegen Norden, über Schafhausen und Constanz, bis tief nach Schwaben hinein. Westlich, gegen Frankreich, hängt

*) Die Wirthe halten sich nur den Sommer über hier auf.

das Auge an den Gipfeln des Jura. Südwestlich, über Luzern hin, schaut man in die Gebürge des Entlibucher- und des Emmenthals hinein, welche beide Thäler man auf dem Wege von Luzern nach Bern paßirt. Gegen Osten und Süden überschaut man die ganze Kette der Schneeberge oder die eigentliche Alpenkette, welche sich vom Säntis an, im Kanton Appenzell, durch die Kantone Glarus, Schwyz, Uri und Unterwalden, bis ins Berner-Oberland zur Jungfrau, oder in den südlichen Theil des Kantons Bern erstreckt, und hart am Rigi vorbei zieht, in einer Länge von 30 — 33 Stunden. Aus dem Berner Oberlande sezt sie sich sodann durch das Walliser-Land bis nach Savojen fort, wo sie den Mont-Blanc mit aufnimmt. Außerordentlich herzerhebend ist der Anblick, wenn diese hohen Schnee-Koloßen, im Strahle der Abendsonne glühend, wie Feuer-Pyramiden, hochfeyernd in der stillen Luft da stehen, und wie angezündete Opferaltare der Natur,

selbst noch eine halbe Stunde lang, nachdem die Sonne verschwunden ist, auf in den ewigen Himmel starren. Nirgends überschaut man die ganze Kette so schön, so allumfassend, wie hier. Man überschaut von dieser Höhe des Rigi die Kantone Luzern, Zürich, Zug, Unterwalden, Schwytz und Aargau; die Berge der Kantone Appenzell, St. Gallen, Schafhausen, Solothurn, Bern, Basel, Uri, ꝛc. Man übersieht von hier allein 13 Seen, die die Schweitz wie eben so viele glänzende Spiegel, in dunkle Rahmen eingefaßt, decken; nehmlich den Luzerner- Lowetzer- Zuger- Egeri- Türler- Lungern- Sempacher- Heidegger- Hallwyler- und Zürcher-See. Von dem leztern erblickt man jedoch nur einen kleinen Streifen, da der übrige Theil des See's durch die Albiskette, von diesem Standpunkte aus, verdeckt wird.

Als wir dieser Ansicht etwas genossen hatten, nachdem die Sonne schon hinabgesunken war, bemerkten wir in einiger Ferne, auf den Rasen gelagert, einen jungen Mann, der emsig etwas schrieb, und eben so wie wir in den Anblick ganz verlohren schien. Wir wollten ihn in seinem Anschauen nicht stöhren. Als wir uns aber entfernten, um den Rückweg anzutreten, gesellte er sich zu uns, um uns zu begleiten. Er trug einen Ueberrock von feinem blauen Tuche; sein Haar hieng schlicht um seinen Kopf hin. In seinem Auge drückte eine edle Offenheit sich aus; in seinem Gesichte glühten noch die Spuren hoher Begeisterung, worin wir ihn vielleicht gestört hatten. Er heißt Ruhberg, wie wir nachher von ihm erfuhren, und ist ein junger Dichter, der aus dem nördlichen Deutschlande ebenfalls die Schweitz zu besuchen hieher gekommen ist. Er will mit uns die Reise nach Bern machen. Ich freue mich, an ihm einen so liebenswürdigen Reisegesellschafter zu haben, und

werde vielleicht noch öfter Gelegenheit haben, wie-
der auf ihn zurück zu kommen.

Auf dem Rigi, den 2. August, früh.

Der Rigi ist auf seiner Höhe durch eine Senkung, die man die Rothen-Flue nennt, getheilt. Nördlich dieser Senkung liegen die Gipfel Rigi-Staffel, den wir gestern Abend bestiegen, eine halbe Stunde vom Kloster entfernt, nnd noch eine halbe Stunde weiter von diesem Rigi-Kulm, der höchste und schönste Punkt für die Aussicht von hier herab. Südlich liegen Rigi-First, Rigi-Schild, der schönste Punkt nach der Kulm, und noch ein dritter Gipfel, die Wacht genannt, wo mir recht ist. Rigi-Kulm ist indeß der berühmteste, von welchem man auch die weiteste Aussicht hat. Er liegt ganz nördlich an der Höhe über dem Zuger-See. Wir bestiegen ihn diesen Morgen, um von ihm den Sonnen-Aufgang zu sehen. Dieses Schauspiel ist meiner Meinung nach in der Schweitz, von einem erhöhten Standpunkte aus, noch bei weitem prächtiger und erhabener, als selbst ein Sonnen-

Niedergang; nur muß es in der schönen Jahreszeit, und ein heiterer wolkenloser Tag seyn. Während die ersten, leichtwallenden Purpurgluthen, durch die sie ihre Ankunft verkündete, am östlichen Himmel herauf sprühten — gleichsam die Verklärung ihrer ewigen Jugend, die in dem vorüberziehenden Silbergewölke nur leis anflog — lag die schweigende, weit ausgedehnte Landschaft umher noch wie im tiefsten Frieden begraben. Nach und nach, als die wallenden Gluthen immer voller und stärker über den Orient herein strömten, zuckte der Lichtfunke auch in den mittleren Regionen, und die höchsten Alphörner entzündeten sich zuerst, und fiengen zu leuchten an; in dem fortwachsenden Grade auch die übrigen. — Endlich stand die ganze Kette in rosenrothen Flammen. — Dieser Anblick ist über alles prächtig. Geheimnißvoll fieng nun auch das Leben über der Landschaft, über den Seen und über den Strömen, die wie breite Silberstreifen durch die Fläche dahin zogen, sich zu regen an;

es war ein stilles Zittern, ein Wogen und Wallen, ihr entgegen, der allgewaltigen Königin alles Lebens, der ewigen und unvergänglichen. . . Von einem leichten Purpurdufte waren nun auch die niederen Berge angeflogen, während die höheren Alphörner immer feuriger glühten. Endlich wallte sie ganz herauf. Prasselnde Lichtfunken und vollere Lichtströme, die wie aus einem ewig jugendlichen, unermeßlichen Krater herauf sprühten, begleiteten ihre Erscheinung — und wogend und zitternd, mit ruhigem, strahlendem Angesichte, stand sie über der Tiefe am gränzenlosen Himmel da.

Wer vergäße bei einem solchen Anblicke nicht jedes Menschliche, was die Seele drückt! Der Geist fühlt sich in dieser Unermeßlichkeit hoch erhoben, stark und frei. — Rousseau hat Recht: der vertraute Umgang mit der großen Natur giebt der Seele eine gewisse Erhabenheit der Empfindungen, eine Einfalt des Charakters, eine Ruhe

und eine Zuversicht in Hinsicht der dunklen Verhängnisse der Zukunft, die im Gewirr' und Gewühle des alltäglichen Lebens, durch das man maschinenmäßig sich mit herum treibt, nur zu oft verlohren gehen. Man sollte, um sich zu edlen Entschlüssen zu stärken, eines solchen Umgangs öfterer genießen. *)

Das Schauspiel währte indeß in seiner ganzen Herrlichkeit etwa nur eine gute Viertelstunde; denn jezt fiengen auch die Dünste und die Nebel der weit ausgebreiteten Landschaft sich zu heben an,

*) Rousseau sagt in seinen confessions, er habe ein mahl den Plan gehabt, ein Werk über die verschiedenen Eindrücke der äußern, uns umgebenden Natur zu schreiben, indem er der Meinung sey, daß sie einen größern Einfluß auf unsre moralische Stimmungen und Gefühle hätten, als Mancher glauben möchte. Nicht allein der Schatten eines Baumes, sondern auch so gar die Bildung und die Art der Blätter desselben schien ihm bedeutend, in so fern sie gewisse correspondirende Ideen und Gefühle erregen müßten. Schade, daß er seinen Plan nicht ausführte! Er wäre ganz der Mann dazu gewesen.

und bald hatten sie die Vertiefungen, die Thäler, die Seen und die Ströme wie ein wallendes Meer bedeckt, und unter ihrer Hülle gleichsam verschlungen.

Der Name Rigi soll von Regina montium herkommen (die Königin der Berge:) ein Name, den er in jedem Betracht verdient. Seine höchste Spitze liegt ohngefähr 4276 Fuß über dem Zuger-See, und 5676 Fuß über der Meeres-Fläche erhaben. Er ist also noch 2148 Fuß höher als der Brocken, und noch 7024 Fuß niedriger als der Montblanc. An seinem Fuße liegen 10 — 11 Dörfer umher, und über 150 Sennenhütten liegen auf seinen Höhen verstreut, wohin die Einwohner der kleinen Flecken und Dörfer, die am Fuße des Berges wohnen, im Sommer ihr Vieh zur Weide treiben, zum Theil auch selbst während der Zeit sich dort aufhalten, und sich mit der Butter- und Käsebereitung beschäftigen. Man hört das Geläute der Klocken von den Herden überall am Wege.

Es herrscht, vermöge der Lage des Berges, auf den Höhen desselben gleichsam ein doppeltes Klima; das nördliche und südliche sind hier mit einander vereint. Die Anhöhen gegen den Zuger-See hin sind kalt und öde; steil und abgerissen wurzelt sein Fuß auf dieser Seite am Ufer. Die südlichen Anhöhen, vom Luzerner-See aus, erheben sich allmähliger, und sind nicht so steil. Man genießt von hier des ganzen Anblicks über diesen See, den auf der entgegen gesezten Seite die wildstarrenden Gebürge der Kantone Uri und Unterwalden umschließen, und ihm ein düstres, romantisches Ansehn geben, das ihn fast vor allen Seen der Schweiz characterisirt. Vor allem ragen jenseits an seinen Ufern das Stanzer-Horn und der hohe finstre, unzugängliche Pilatus hervor, der den Rigi an Höhe beinahe erreicht. Westlicher zieht sich der See zwischen sanft geschweiften Hügeln gegen Luzern hin, das freundlich an seinen Ufern liegt. Wir trafen auf dieser Seite des Rigi

zahme Kastanien, und so gar einige Mandeln, und Feigenbäume, die man sonst nur in einem ganz südlichen Klima findet.

Doch nun genug. Schon ruft man zur Abreise. Die Führer sind bereit und warten. Wir gehen auf der westlichen Seite des Berges nach Küßnacht herunter, wo wir zu Mittag speisen werden. Von dort schiffen wir uns auf dem Luzerner-See grade nach Luzern ein.

Luzern, Nachmittags den 2. August.

Unsere Fahrt von Küßnacht hieher, so stürmisch und gefahrvoll der See auch zu Zeiten ist, ist glücklich überstanden. Doch, an den nördlichen Ufern hin, die zum Theil eben, und überall freundlich angebaut sind, hat es keine Gefahr. Ein auffallender Kontrast zwischen den nördlichen und südlichen Ufern dieses See's! — Man kann kaum reizendere Umgebungen in der Schweitz sehen, als diese nördlichen Ufer sind, besonders wenn der Blick von dem hohen, finstern Pilatus, den man immer seitwärts zur Linken behält, auf sie zurück kehrt.

Wir sind diesen Nachmittag um 3 Uhr hier angekommen. Mein erster Gang, wie Sie denken können, war, unsre alten Freundinnen aufzusuchen, die ich aber nicht angetroffen habe. Sie sind mit der Freundin, deren ich schon erwähnte, aufs Land hinausgefahren, um einen Knaben der leztern ab-

hohlen zu helfen, der dort in einer Pension sich befindet, und kommen erst auf den Abend wieder zurück. Ich habe indeß nicht ermangelt, mir von dem Dienstmädchen die Zimmer, die sie bewohnen, zeigen zu lassen; mit einer eigenen Empfindung trat ich hinein. Das Mädchen machte große Augen, daß ich so bekannt that, und erzeigte mir in ihrer Unschuld die Ehre — wie ich deutlich in ihrem Gesichte laß — mich wohl gar für den Herrn Gemahl zu halten. An dem Ameublement und an der ganzen Einrichtung der Zimmer erkannte ich, daß hier Beate v. R** und ihre Schwester Luzilie wohnten. Wäre ich ganz unvorbereitet, ohne von Beider Hierseyn etwas zu wissen, und wie von ohngefähr in diese Zimmer gekommen, mir hätte es seyn müßen, als sey ich plötzlich in die Nähe von alten Bekannten versetzt. Auf einem Tische unter dem Spiegel im Wohnzimmer standen noch, wie sonst, einige Blumengefäße mit Blumen umher; halbverdorrte und herausgeworfene

Blumen lagen darneben. Das Zimmer war fast leer an Ameublement — immer noch, als ob man auf der Reise nur in einem Gasthofe lebe — aber dasjenige, was darin war, war elegant und geschmackvoll. Auf einem Arbeitstischchen lagen Strick- und Nähzeug umher, und darneben ein Bleistift, ein Blatt Papier, und Tiedgens Urania. Auf einer Komode lagen einige andre Bücher umher, unter denen ich der Frau von Laroche ihre Briefe an Lina bemerkte; ein weißer Schleier war in flüchtiger Unordnung darüber hingeworfen. Ich erkannte gleich daran, daß dies der lebhaften und hochsinnigen Luzilie ihr Departement seyn müße. Doch Sie kennen die ganze Einrichtung, die immer einen Charakter von Flüchtigkeit hatte, noch wohl von alten Zeiten her, und ich enthalte mich daher der ferneren Beschreibung.

Es ist eine eigene Empfindung, wenn man alten, vertrauten Bekannten, die man lange nicht sah, in

solcher Nähe lebt, und sie nicht gleich sehen und sprechen kann. Um meine Ungeduld bis dahin zu zügeln, will ich Ihnen indeß noch etwas über unsere Reise vom Rigi hieher nachhohlen. Der Weg vom Rigi nach Küßnacht gieng Anfangs etwas steil herab, nachher aber vollkommen gemächlich und bequem. Immer hatten wir das große Amphitheater des Luzerner-See's mit seinen Umgebungen und den Anblick der Stadt, die an seinem westlichen Ende liegt, so wie über dieselbe hinaus den Anblick in die Gebürge des Entlibuchs, vor uns. Küßnacht selbst, ein kleines Oertchen, das auf der Abendseite am Fuße des Rigi, und zugleich am Ufer dieses See's liegt, ist Ihnen aus der Geschichte Wilhelm Tells, und besonders aus dem Schillerischen Drama, das diesen Gegenstand behandelt, hinlänglich bekannt. Sie wissen, wie der Landvogt Geißler oder Geßler ihn in Küßnacht wollte einsperren lassen, wie aber während

der Fahrt über den Luzerner-See ein Sturm entstand, und wie Tell, als ihm das Steuerruder anvertraut wurde, und er auf der andern Seite, bei Brunnen, nahe genug am Ufer war, plötzlich ans Land sprang, und auf diese Art sich rettete. Eine Viertelstunde von Küßnacht, unmittelbar am Fuße des Rigi, steht noch eine kleine Kapelle, welche die Stelle bezeichnet, wo er den Landvogt Geßler mit einem Pfeile erschossen haben soll. Sie zeichnet sich weiter durch ihre Kunst nicht aus. Vor derselben ist ein kleines Ueberdach (Portikus kann ich es nicht nennen), das auf hölzernen Pfosten ruht, angebracht. Aus dem giebelförmigem Dache, das mit Ziegeln bedeckt ist, hebt sich oben ein kleines Thürmchen hervor. Ueber der Thüre des Eingangs ließt man die Worte:

Inschrift:

Hier ist Geßlers Hochmuth von Tell erschossen,
Und die edle Schweitzer Freiheit entsprossen.
Wie lange wird aber solche währen?
Noch lange, wenn wir die Alten wären.

Die Inschrift ist vom Jahre 1638. Auf dem Wege von Immensee, oder vom Zuger-See aus, nach Küßnacht — um den Rigi herum — kömmt man unmittelbar an dieser Kapelle vorbei.

Küßnacht liegt noch im Kanton Schwytz, also noch auf dem Boden, der die eigentliche Wiege der schweitzerischen Freiheit war. Das Oertchen liegt recht artig am Ufer des See's da. Noch jetzt haben die Schwytzer viel Freiheitssinn, und bilden sich nicht wenig darauf ein, zu den ersten eidgegenößischen Verbündeten mit gehört zu haben. Eine Aeußerung, die ich von unserm Wirthe den Mittag bei Tische hörte, mißfiel mir. „Ja! der Kanton Schwytz“ sagte er großsprecherisch — „das ist ein rechter Kanton! Da herrscht noch Einheit und wahrer Patriotismus“ ... Dieser Dünkel, den Ein Kanton vor dem andern hat, wenn er in mehreren Kantonen statt finden sollte, muß nothwendig Abneigung, und dadurch in der Folge Auf-

lösung des so fest geschlungenen Schweitzerbundes zur Folge haben. Die eben angeführte Inschrift, ob gleich sie aus viel früheren Zeiten ist, scheint gewisse ähnliche Beziehungen nur zu stark ausgesprochen zu haben.

In Küßnacht bemerkten wir zuerst eine recht reizende Tracht der schweitzerischen Landmädchen, eine wahre romaneske Schäfertracht, die wir auch hier im Kanton Luzern wieder gefunden haben. Bei einem kurzen Rocke tragen sie einen breiten weißen Strohhut, um den ein buntes seidenes Band geschlungen ist, das hinten in langen Zipfeln über den Rücken hinunter hängt. Unser Ruhberg, der das Eigenthümliche der Schweitz vorzüglich leicht und schnell auffaßt, und für das Romantische und für die Naturschönheiten derselben viel warmen und lebendigen Sinn hegt, war besonders davon entzückt. Jemehr ich diesen jungen

Mann kennen lerne, je lieber gewinne ich ihn. Er spricht wenig; bescheiden bringt er immer seine Meinung vor, aber er scheint tief und lebhaft das, was er sagt, und noch viel mehr, als das, zu empfinden.

Noch muß ich Ihnen sagen, daß wir in Küßnacht noch einen neuen Begleiter angetroffen haben, der mit uns die Reise durchs Emmenthal nach Bern machen will. Es ist ein junger Mann aus Sachsen, der so eben erst die Universität in Heidelberg verlassen hat, wo er Jura studirte. Sein Name ist Sprinkhagen. Er scheint ein feuriger Anhänger der neueren idealen Philosophie und Poesie zu seyn, und seine Bekanntschaft kündigte sich uns gleich in einigen hochtrabenden Floskeln und überspannten Ausdrücken an, worin er sich selbst aussprach.

Von dem Reitze der nördlichen Ufer des Luzerner-See's unterhielt ich Sie schon. Ohngefähr

auf der Mitte des Wegs, wenn man die Fahrt über den See macht, schifft man an drei kleinen Inselchen vorbei, die nicht weit vom Ufer liegen. Auf einer derselben ließ vor mehreren Jahren der bekannte Abt Raynal den drei berühmten Freiheitshelden der Schweitz, Wilhelm Tell, Walther Fürst und Arnold von Melchthal, einen kleinen Obelisk zum Andenken errichten. Die Welt spottete darüber, daß der Abt es für nöthig gehalten habe, durch ein solches Monument das Andenken dieser drei unvergeßlichen Männer der Schweitz — und grade in der Schweitz — zu verewigen. Freilich sagte die arge Welt, die Hauptsache sey dabei für den Abt wohl die gewesen, seinen eigenen Namen zugleich auf diesem Monumente glänzen zu lassen. Andere fanden den Mißstand eines solchen kleinen Monuments in einem großen See, auf einer kleinen Insel, zu abstechend; einige behaupteten gradezu, der Abt habe es nur sich errichten lassen. So beschäftigte dies wunderbare

Monument eine Menge Köpfe. Endlich legte sich der Blitz ins Mittel, und zerschlug den vergoldeten Knopf, mit dem es oben prangte, und beschädigte es auch sonst stark, wie man sagt. Seitdem fand die Luzerner Regierung es für das klügste, es ganz wieder wegnehmen zu lassen.

Auf der Höhe eines mäßig erhobenen Berggipfels, welcher nordwärts zur Seite des See's sich erhebt, ragt noch eine alte Ruine, ein runder Thurm hervor, von dem man sagt, er habe zu einem Schlosse der Grafen Habsspurg gehört. Gewiß aber ist es, daß dieses Schloß nicht das Stammhaus der bekannten Grafen dieses Namens war, welches auf einer Berghöhe im Kanton Aargau bei Bruck liegt.

Luzern, den 3. August.

Unsre Freundinnen hab' ich nun gesehn und gesprochen, und heute schon einen recht frohen Tag mit ihnen verlebt. Ich gieng gestern Abend, gleich nach 8 Uhr, nachdem ich meinen Brief an Sie vollendet hatte, wieder nach ihrer Wohnung. Sie waren eben angekommen. Wie erstaunt beide waren, mich so unvermuthet in ihr Zimmer treten zu sehen, darf ich Ihnen wohl nicht erst beschreiben. Wir genossen einiger froher und seeliger Augenblicke: der Augenblicke des ersten unerwarteten Wiedersehns, an dessen Möglichkeit vielleicht keiner von uns, seit unserer lezten Trennung, je mehr würde geglaubt haben. Dergleichen Stunden gehören unter die höheren und reineren Freuden, wie sie nur selten dem Sterblichen hienieden zu Theil werden. Gewiß! Sie haben viel verlohren, daß Sie nicht diese Stunde mit uns theilen konnten!

Beate ist sich immer gleich geblieben: gutartig, naiv, natürlich, wie sie immer war — und eine Ruhe, eine Unbekümmertheit, eine Sorglosigkeit, selbst wenn noch so vieles auf dem Spiele stände, die zum Bewundern ist, und um die man sie in der That zuweilen beneiden möchte. Fräulein Luzilie hat sich indeß sehr noch zu ihrem Vortheile ausgebildet. Kaum erst 16 Jahre alt, zeigt sie eine Tiefe und Bedeutung des Gemüths, einen Geist und einen Verstand, deren sich manche Mädchen in ihrem 22. nicht zu rühmen haben. Sie ist schön, sehr schön geworden; ja! ich kann sagen, daß ich vor ihrer Schönheit im ersten Augenblicke würklich erschrocken bin. — Eine heitere, blühende Gestalt; ein jugendlicher, üppiger Wuchs, der ihren Jahren gleichsam zuvorgeeilt ist. Ihr stilles, blaues Auge ist unendlich gut und seelenvoll. Den romanesken, überspannten Zug, der sie schon als junges Mädchen charakterisirte, hat sie immer noch nicht abgelegt. Eine edle Wärme, die zuweilen

an Heftigkeit gränzt, bezeichnet alle ihre Reden. Der Mann darf sich glücklich preisen, dem sie einst zu Theil wird. Ihr ganzes Wesen hat einen Ausdruck, der eine der reichsten und herrlichsten Naturen mehr ahnden läßt, als sie selbst es ausspricht.

Heute morgen suchte ich beide, unserer gestrigen Verabredung gemäß, schon frühzeitig wieder auf. Wir machten einige kleine Promenaden, um die Stadt um ihre Umgebungen in Augenschein zu nehmen. Beate sprach ganz offen mit mir über ihre Lage. Sie hat keine Aussicht, sich mit ihrem Manne wieder auszusöhnen, und wünscht es auch vielleicht nicht einmahl; doch dies leztere wurde nur leise angedeutet. Ihre jetzige Ruhe, sagte sie, sey ihr über alles werth, und da sie mit ihrer Schwester schon längst elternlos sey, so wolle sie nun ihre Freiheit benutzen, zu leben, wo es ihr gefalle.

Diesen Nachmittag machten wir zusammen eine Fahrt über den schönen See, die ich zu einer der vergnügtesten rechne, die ich bis jezt in der Schweiß gemacht habe. Unsere ganze kleine Reisegesellschaft nahm Theil daran. Doch bevor ich Sie davon unterhalte, will ich Ihnen zuvor eine ohngefähre Idee von Luzern selbst und seinen Umgebungen zu geben suchen.

Oestlich begränzt die Stadt der See; die Reuß ergießt sich hier aus demselben, durchströmt einen Theil der Stadt, und fließt westlich, nachdem sie die Stadt verlassen hat, durch ein enges Thal und durch Bergschluchten fort, gegen Kilchberg hinunter. Auch auf der Nord- und Südseite ist Luzern von Berghöhen eingeschlossen; wiewohl auf der Nordseite nur von mäßig-erhabenen, die eher die Gestalt von Hügeln haben. Die Berghöhen südlich schließen sich an den Pilatus an. An ihrem Fuße hin, zur Seite des See's, liegen einige

artige kleine Landhäuser umher. Ueberhaupt sind die nächsten Umgebungen Luzerns, die Anhöhen der Hügel und Berge, ziemlich fleißig angebaut. Auf dieser nehmlichen Seite, nehmlich zur Rechten, erblickt man zugleich am Ufer des See's einen alten Leuchtthurm, der ein Werk der Römer seyn soll, und in welchem ehemahls die Originaldokumente der Stadt Luzern aufbewahrt wurden.

Die Stadt selbst ist nicht groß, aber recht reizend und freundlich liegt sie am Ufer da. Die Zahl der Honoratioren scheint keinesweges gering zu seyn, und es herrscht sogar, wie man aus allem abnehmen kann, viel Luxus unter ihnen. Es wohnen einige Italiäner und einige französische Familien hieselbst, die blos von ihren Renten leben. Beate versicherte mich, daß es einer Familie, welche auf dem größesten Fuße mitleben wolle, kaum möglich seyn würde, mit 4000 Thlr. auszulangen. Das weibliche Geschlecht erscheint hier vorzüglich

reizend und wohlgebildet; wenigstens bin ich schon mehreren recht hübschen und niedlichen Gesichtern begegnet. Es scheint dies eine Folge des wohlthätigen Einflusses der Bergluft zu seyn. Der Handel ist nicht ganz unbedeutend; die Lage an diesem See ist ihm wenigstens günstig. Alle Waaren, die aus Italien über den St. Gotthardt kommen, werden meist in Altorf abgeladen, und von da in Schiffen auf diesen See gebracht, wo sie theils nach Luzern, theils nach Küßnacht verführt werden. Von diesem leztern Orte werden sie dann zu Lande wieder nach Immensee geschafft, und von da über den Zuger-See nach Zug geschifft, wo gewöhnlich wieder eine starke Niederlage ist. Eben den Weg nehmen fast alle Waaren, die aus Schwaben und Zürich wieder nach Italien gehen, nehmlich über Zug; und die, die aus der Mitte der Schweitz kommen, über Luzern.

Die schönste Aussicht über den ganzen See hat

man von der sogenannten langen Brücke, welche über einen Theil des See's, indem sie gleichsam einen Winkel von demselben abschneidet, zur Hauptkirche führt. Ein prächtiges Amphitheater der Natur! — Links wird die Aussicht vom Rigi, rechts vom Pilatus begränzt. Grad aus, im fernen Hintergrunde, über die blinkende und schimmernde Fläche hin, erheben sich die Gebürgsgipfel des Kantons Uri, mit ewigem Schnee bedeckt. Wäre der Hintergrund ganz offen, und gienge die Fläche des See's immer weiter fort, so weit das Auge reicht, so stellte dieser See nicht uneben — wie wohl nur im Kleinen — das Bild des großen und prächtigen Golfs von Neapel dar. Der Rigi links stellte gleichsam die Felsen-Insel Capri, und der Pilatus rechts den Epoméo auf der Insel Ischia vor, welche beide Inseln den Eingang des Golfs von Neapel, die erstere auf der östlichen, die zweite auf der westlichen Seite, in der Ferne fast auf ähnliche Art umschließen. —

In der Mitte der Brücke, von welcher man diese Aussicht genießt, ist auf dem Geländer eine kleine Tafel befestigt, die von dem General Pfyfer herrührt, und auf welcher die Höhe der umliegenden Berge angegeben ist. Die Brücke selbst ist ganz von Holz gebaut, oben bedeckt, und etwa 400 — 500 Schritte lang. In der Höhe sind in verschiedenen Zwischenräumen eine Menge alter Gemählde aufgestellt, welche alte Schweitzergeschichten, oder Scenen aus dem Leben der Heiligen darstellen — freilich so! so! — Der Genius der Kunst scheint dem Verfertiger derselben nicht besonders vorgeleuchtet zu haben.

Eine Sitte die ich diesen Morgen bemerkte, als wir von hier aus die Hauptkirche besuchten, gefiel mir sehr wohl. Gedachte Hauptkirche liegt am nordöstlichsten Ende der Stadt, auf einer kleinen Anhöhe, und grade am Wege, den man kommt, wenn man die Wanderung von Küßnacht

nach Luzern um den See zu Fuße macht. Die Gräber der verstorbenen Luzerner liegen um sie herum. Es war grade die Zeit der Messe, als wir dort ankamen, und manche junge Frau, die vielleicht Wittwe war, manches alte Mütterchen sah ich der Kirche zu eilen. Alle nahmen aus einem Weihkessel, der außerhalb an einer Ecke der Kirche angebracht ist, das Bündelchen zusammen gebundener Reiser, das darin lag, und besprengten damit, bevor sie in die Kirche giengen und nachdem sie sich selbst zuerst besprengt hatten, die Gräber theurer, vielleicht erst kürzlich verlohrner Angehörigen. Aber nur unter dem weiblichen Geschlechte bemerkte ich diese Sitte; nicht auch unter den Männern. — Sie ist so schön, daß jeder Versuch, sie näher erklären zu wollen, hier am unrechten Orte seyn würde. Wenn man in unsern Tagen so oft von dem Poetischen einer Religion spricht; wenn man manche derselben so gar mit Gewalt auf eine hohe poetische Art ausschmücken und verschönern

will — wäre es auch nur einigen Dichtern zu Gefallen, deren stumpfgewordene, durch Uebergenuß erschlaffte Einbildungskraft nirgends mehr Zunder zu fangen fähig ist, als wo etwas recht Starkes und recht Frappantes auf die Sinne würkt: so wähle man wenigstens, statt willkührlicher und oft fader Andichtungen, solche Verschönerungen, welche so wie hier, das Gefühl schon angiebt, und die auch von dem unbefangensten Herzen sogleich ergriffen und verstanden werden.

Zu unserer heutigen Fahrt über den See machten wir uns frühzeitig auf. Wir fuhren schon um 1 Uhr von Luzern ab. Eine zeitlang hatten wir nur dieselbe Aussicht, die ich Ihnen so eben beschrieben habe; als wir aber ohngefähr die Mitte des See's erreicht hatten, genossen wir der Ansicht in den tiefsten untersten Arm desselben, gegen den Kanton Unterwalden hinab. Dieser stille Winkel des

See's,

See's, von hohen Gebürgen umschlossen, ist außerordentlich romantisch, düster und melankolisch. Man genießt einen Theil dieser Aussicht schon von Küßnacht aus. Das fernher schimmernde Stanz, oder Stanzstadt, liegt am Fuße dieser Berge, und in dieser stillen Bucht unmittelbar am Ufer. Fernher schimmernd nenne ich es, weil man einen Theil der Stadt, nachdem sie bei dem lezten Bürgerkriege in der Schweitz hart mitgenommen wurde, ganz neu wieder aufgebaut hat. Wir steuerten eine ziemliche Strecke gegen dieselbe hinab, um aller Umgebungen recht ansichtig zu werden. Seitwärts uns zur Rechten prangte beständig der düstre Pilatus, dessen Haupt ein leichter Wolkenkranz umschwebte. Von dieser Art von Bekleidung soll er auch seinen Namen erhalten haben: denn eigentlich sollte er Pileatus, „der behuthete“ d. h. der bekränzte, heißen. Die Legende leitet aber den Namen von dem römischen Präfekten in Ju-

däa, Pontius Pilatus her, indem sie behauptet, dieser sey in einem See, der sich oben ganz auf seiner Höhe befindet, verbrannt worden, und wenn man das schwarze Wasser desselben durch einen Steinwurf in Bewegung setze, so errege der erzürnte Präfekt ein Ungewitter. — Er soll auf der Höhe mit den balsamischsten und wohlriechendsten Kräutern umgeben seyn, daher die Alpenhirten ihre Heerden so hoch an ihm hinauf treiben, als möglich. Die Seiten des Berges, besonders gegen den Luzerner-See hin, bis zum höchsten Gipfel, sind außerordentlich zackigt und zerrissen, und zeigen von den großen Revolutionen, denen auch er einst, als das Wasser vielleicht noch über den größten Theil unsers heutigen Europa's die Herrschaft führte, unterworfen gewesen seyn mag. Sein höchster Gipfel gegen Süd-Osten, das Widderfeld genannt, besteht ganz aus Felsen, die aus zerbröckelten steinernen Seemuscheln zusammen gewachsen sind.

Da unsre Absicht war, blos der Seefahrt, und des Anblicks der herrlichen Umgebungen des See's zu genießen, so ließen wir uns eine Zeitlang von den Wellen desselben nach Gefallen hin und her wiegen. Bald waren wir nahe an einem Ufer, und das Stanzerhorn ragte schauerlich vor uns auf; bald wurden wir wieder in die Mitte des See's zurückgetrieben, und das ganze Gemählde rechts und links, nördlich und südlich, lag groß und entzückend um uns her. Mit innigem Vergnügen verweilte unser Blick vor allem an dem Wolkenkranze, der den Gipfel des Pilatus umschwebte, und die wunderbarsten Bildungen annahm. Als wir endlich dem nördlichen Ufer ziemlich nahe gekommen waren, ließen wir die Schiffer in Küßnacht landen, wo wir ausstiegen, und noch einmahl einen Besuch bei Tells Kapelle ablegten, welche die beiden Damen noch nicht gesehen hatten. Dann stiegen wir wieder ein, und

fuhren nördlich an den Ufern des See's hin, bis wir einem kleinen Landhause gegenüber waren, das nicht weit vom Ufer, und fast am Abhange der Berganhöhe liegt, auf welcher oben die mit Wald und Gebüsch umkränzte Ruine des alten Schlosses Habspurg sich erhebt, deren ich schon erwähnte. Hier wohnt eine stille und liebenswürdige Familie aus Luzern, mit welcher Beate bekannt ist. Wir stiegen aus und besuchten sie, und haben dort den Rest des Nachmittags auf eine frohe angenehme Art zugebracht. Das Häuschen liegt in der Tiefe im Thale; der kleine Garten, der es umgiebt, und der sich gegen den Wald oder gegen die Berganhöhe hin etwas terassenförmig erhebt, ist mit vielen Spalieren artig durchzogen, was ihm ein nettes, elegantes Ansehn giebt. Im Hintergrunde, ganz am Rande des Waldes, ist eine dunkle Laube befindlich. — Hier ruhten wir, und genossen Wein, Milch und Früchte, und was sonst die einfache, herzliche, wohlwollende Frau

des Hauses uns auftragen ließ. Vor uns überschauten wir das kleine, artige Thal — welches mehr ein reinlicher Wiesengrund ist; — jenseits lag der unterste Theil des blinkenden See's, und an seinen Ufern Luzern, dessen Thürme, so wie die jenseitigen, freundlich bekränzten Ufer rechts, bei der sinkenden Sonne in der klaren Fluth sich wiederspiegelten. „O! hier ist es schön!“ rief Ruhberg ganz entzückt: „Hier laßt uns Hütten bauen!“ — und wir alle mußten seinem Einfalle Beifall geben. Beate freute sich kindlich; Luzilie sprach weniger, so wie sie überhaupt den ganzen Nachmittag stiller war. Nur einmahl bemerkte ich, als sie sich von Keinem bemerkt glaubte, wie sie einen langen Blick auf den blonden Jüngling heftete, der in einen so feurigen Ausbruch sich ergossen hatte.

Noch muß ich Ihnen sagen, daß, als wir um die kleine Insel herum fuhren, deren ich schon erwähnte, und bei dieser Gelegenheit die Geschichte

des Raynalschen Monuments noch einmahl zur Sprache kam, Ruhberg mit Sprinkhagen in einen interessanten Streit verwickelt wurde, der beide charakterisirte. Sprinkhagen — lebhaft und feurig von einer Idee im ersten Momente ergriffen, aber gleich zu den Extremen springend, wie dies bei jungen Männern seiner Art zu seyn pflegt — meinte: er sey überhaupt nicht für die Errichtung irgend eines Monuments, wodurch man die Freiheit, oder eine Idee derselben auf dieser Erde zu versinnlichen suche. Die Freiheit überhaupt sey eine bloße Vorstellung der idealen und reinen Vernunft, die, wenn sie in der Würklichkeit erscheine, immer nur theilweise, und gleichsam in Bruchstücken realisirt werde, wie es mit jeder ewigen Idee der Fall sey, deren Realität in der Würklichkeit sich immer nur in einzelnen unvollkommenen Erscheinungen, aber nie in ihrer ganzen Reinheit und in ihrem ganzen Umfange zu erkennen gebe. Ruhberg, bescheidener, als er, läugnete dies. Er behauptete „daß

„wir nur durch die Erfahrung, indem wir sie „zuerst an einzelnen Menschen oder an ganzen „Völkern beobachtet hätten, zu der Idee der Freiheit, „und ihrer allmähligen, stufenförmigen Entwicke„lung und Ausbildung gelangt seyen“ — wie dies wohl mit den meisten unserer Ideen der Fall ist! Dergleichen Exzentrizitäten, welche gewöhnlich mit einem vorlauten, absprechenden Urtheile begleitet sind, und wodurch er sich unserer sonst friedlichen Reisegesellschaft, eben nicht besonders empfiehlt, ließ sich der Ideal-Philosoph heute schon mehrmahls zu Schulden kommen.

Als wir uns wieder einschifften, um die Rückfahrt anzutreten, war die Sonne schon über den hohen Häuptern der Gebürge, welche Luzern auf der westlichen Seite, gegen das Entlibucher-Thal umschließen, hinabgesunken. Leichtes, durchsichtiges Gewölk, dessen Saum sie in ihrem Verschwinden noch mit flüchtigem Purpur mahlte, zog über

dem reinen Azur des Himmels dahin. Wir ruhten eine Zeitlang schweigend im Kahne zusammen, und genossen der Kühlung des Abends und den Duft, der vom Ufer her wehte, oder ergözten uns an dem Spiele der Fische, die hier und dort aus dem See empor sprangen. Endlich trat der Abendstern mit immer hellerem Glanze aus der tiefen Bläue des Himmels hervor. Beatens Auge hieng mit stiller Sehnsucht an ihm, und der vergangenen Zeiten gedenkend, wurde auch Ihrer freundlich erwähnt. — Der Anblick des lieblichen Sterns hat immer etwas, was den Geist so gerne zur Vergangenheit zurück ruft, und zugleich etwas wunderbar Beruhigendes für das menschliche Herz: doch in einer großen und feierlichen Natur, wenn er einsam über erhabenen Felsen erscheint — ich kann Ihnen kaum sagen, welche Milde und welche Ruhe er einflößt! Von allen wurde etwas zu seinem Lobe besagt; am meisten aber drückte Beate die analogen Empfindungen aus, als sie mit der ihr eige-

nen Natürlichkeit und anspruchslosen Empfindung in folgende kleine Stanzen sich ergoß, worin sie gleichsam Aller Empfindungen conzentrirte, und ihnen ihren eigentlichen Ausdruck gab:

Von den entweichenden
Wolkengebilden,
Aus dem verbleichenden
Westlichen Blau,
Sendet der winkende
Hesperus milden
Schimmer durch sinkende
Perlen von Thau.

Kummer des Weinenden
Sinnet und schweiget,
Bei des Erscheinenden
Freundlichem Licht:
Leben verzehrender
Traurigkeit, zeiget
Hoffnung verklärender
Zukunft Gesicht.

Spotte der flüchtigen
Bilder des Traumes,
Die du mit nichtigen
Thränen beweinst!
Von den unzähligen
Küsten des Raumes
Sammlen der Seeligen
Hütten sich einst.

So stiegen wir bald darauf bei der Stadt wieder ans Ufer.

N. S. So eben schickt Beate noch zu mir. Ich machte heute Nachmittag den beiden Damen — mehr im Scherze — den Vorschlag, mit uns eine kleine Fußtour durch das Emmenthal zu machen, und bis Bern uns zu begleiten. Aus Scherz ist Ernst geworden. Jezt, noch spät, läßt sie mir sagen, daß mein Vorschlag, nachdem man ihn noch einmahl gehörig überlegt habe, angenommen wor-

den, und daß, wenn wir bis Morgen Mittag warten wollen, Beide von unserer Parthie seyn werden. Ihnen aufrichtig es zu gestehn, so kommt mir der Zug doch ein bischen zu genialisch vor; denn mich selbst etwa ausgenommen, sind fast alle übrigen Mitglieder unserer kleinen Reisegesellschaft blutjunge Leute; und zudem bin ich nur der einzige von der ganzen Gesellschaft, mit dem Beide etwas länger her bekannt sind. Doch Sie kennen Beatens ungenirte Art! Wohlan denn! Das wird eine lustige Wanderung werden.

Luzern, den 4. August, früh.

Mein gestriges Urtheil über Beate war zu voreilig. Es wird noch Jemand von unserer Parthie seyn, der allerdings fähig ist, einen gültigen garde d'honneur vorzustellen. Und wer meynen Sie wohl, wer dieses sey? — Denken Sie sich mein Erstaunen! — Es ist der feyerliche, hochwohlgebohrne Herr von Reb'na, oder wie er eigentlich heißt, Riena, der alte Anbeter Beatens, den Sie wohl ehedem in München zuweilen sahn, und der ihr, wie ihr Schatten, überall auf dem Fuße zu folgen scheint. Seitdem Beate München verließ, machte er eine kleine Reise nach Chur, in sein Vaterland, ertheilte seinen Leuten, die seine Güter verwalten, die nöthigen Befehle, und kam dann nach Luzern, um sich wieder in ihrer Nähe nieder zu lassen. Eine solche beharrliche Beständigkeit ist zum Bewundern! So eben gieng ich auf einen Sprung bei den beiden Damen vorbei, um

zu sehen, wie weit die Reise-Anstalten gediehen seyen, und fand ihn ebenfalls dort. Beate stellte mir ihn aus Schalkheit vor, als ob wir uns noch nie gesehen hätten, und er, um sie nicht zu deconzertiren, machte gar feyerliche Komplimente, und that ebenfalls ganz fremd. Die Scene kam mir wahrhaft lustig vor. Doch am Ende brach ich den Faden kurz ab, und sagte ihm, daß ich ihn schon in München gesehen hätte. — Aber warum hat mir Beate nicht gestern schon davon gesagt? Il y a quelque chose là que je ne comprends pas.

Um 1 Uhr reisen wir bestimmt ab. Jezt werden noch geschwinde die nöthigen sieben Sachen zusammen gepackt, ein paar Führer bestellt, und dann geht es zu Tische. Adieu! —

Entlibuch, den 4. August, Abends.

Fünf bis sechs Stunden haben wir nun ohngefähr zurückgelegt. Der Weg bis hieher, die Bramegk ausgenommen, die man zu übersteigen hat, war nicht besonders merkwürdig. Desto lustiger sieht unsere kleine Karavane selbst aus. Die Damen führen Parasols mit sich, die sie ausgebreitet vorantragen, um sich vor der zu großen Sonnenhitze zu schützen, denn es ist in diesen Thälern ziemlich warm; die Herren bedienen sich im Nothfalle der Regenschirme. Die Bauern, die uns begegnen, machen große Augen, uns so einher ziehen zu sehen. — Man kommt in das Entlibucher-Thal etwa anderthalb Stunde von Luzern, nachdem man vorher eine kleine Anhöhe, die bald hinter Luzern anfängt, erstiegen hat. Das Thal, so weit wir es bis jezt zurückgelegt haben, von der Emme durchströmt, hat etwas einförmiges. Links und rechts legen sich lange Gebürgsketten umher, die zum

Theil noch mit vielen Waldungen bekränzt sind. Die Berganhöhen nördlich sind jedoch etwas mehr angebaut. Die meisten Häuser in den Dörfern, durch die man kommt, sind klein und schlecht gebaut, und haben ein ärmliches Aeußere. Hier von Entlibuch aus, ist die Aussicht in den übrigen Theil des Thales schon etwas reizender. Entlibuch liegt unmittelbar am westlichen Fuße der Bramegk, nachdem man diese von Luzern aus überstiegen hat, und sogar noch ein wenig an der Anhöhe selbst. Aus den Fenstern unsers Zimmers schaun wir in dem Thale gegen Hasli und Schüpfen hinunter. Die Emme fließt ruhig und still in demselben fort, gegen Luzern hinab.

Man fängt die Bramegk nicht weit von Malters zu besteigen an. Anfangs geht es nur allmählig die Anhöhen hinan, die zuweilen oben ganz weitläuftig ausgebreitet, und wieder eben sind. Wenn man die höchste Anhöhe erreicht hat, ge-

nießt man einen prächtigen Rückblick über einen Theil des Entlibuchs weg nach Luzern und auf seinen schimmernden See, zu dessen Seiten sich der majestätische Rigi und der finstere Pilatus, selbst in der Ferne noch wie hohe Kolossen erheben. Zwischen denselben hindurch erblickt man die Schneegipfel der Gebürge im Kanton Uri; selbst der imposante, — ich möchte sagen unermeßlich hohe Säntis im Kanton Appenzell, der noch viel höher als der Rigi ist, stellt sich hier dem Auge in seiner ewigen Schneehülle ganz frei und unbefangen dar. Oben auf der Bramegk steht ein kleines Hirtenhäuschen am Wege, von wo aus man dieser Aussicht am schönsten genießt. Ich will versuchen, bevor ich es mit Ihnen verlasse, Ihnen ein kleines Gemählde von der Ansicht der Schweitzer Gebürge überhaupt zu geben, um das Bild, das ich Ihnen schon vom Rigi aus davon zu entwerfen anfieng, zu vollenden.

Die

Die Kette der hohen Schneegebürge, die man auch vorzugsweise Alpen nennt, habe ich Ihnen schon beschrieben. *) Es ist diejenige Kette zusammenhängender Gebürge, welche Italien von Deutschland und Frankreich scheiden. Sie erscheinen beständig, auch im heißesten Sommer, in ewigen Schnee gehüllt. Durch diejenigen Kantone, welche die höchsten Gebürge haben, läuft also auch vorzugsweise die Alpenkette hin. In dieser Kette stehen im Kantone Appenzell der Säntis. Im Kanton Glarus der Glärnisch und der Tödiberg ꝛc. Im Kanton Uri die Klarider-Alpen, das Scheerhorn, der Dispeltauch, die Windgellen, und die sogenannten Surenen-Alpen, unter denen der Blackenstock und der Rothstock die höchsten sind, u. a. Im Kanton Unterwalden der Tittlis, der Jochberg, der

*) Das Wort Alb oder Alp soll ein altes celtisches Wort seyn, und weiß bedeutet haben.

Wendi- oder Gadmerstock, der Zinkenstock, das Seidelhorn ꝛc. Im Kanton Bern, oder im Berner-Oberlande, das Schreckhorn, das Finster-Aarhorn, das Wetterhorn, der Mönch oder die beiden Eiger, die Jungfrau ꝛc. Derjenige Theil der Schweitz, der diesseits dieser Kette liegt, ist zwar auch ziemlich gebürgigt, hat aber doch mehr einen Charackter, wie gebürgigte Gegenden Deutschlands — z. B. die schlesischen Gebürge, die Gegenden am Neckar zwischen Heidelberg und Heilbronn ꝛc. — und an den Gebürgen hinauf, so weit es möglich ist, und zwischen denselben ist alles fleißig angebaut; ja! die Gegend von Schafhausen bis Zürich, so wie fast der größte Theil des Kantons Bern, und der größte Theil des Kantons Aargau, sind ganz eben.

Alpen nennt man in der Schweitzer Sprache, im engern Sinne, auch kahle Stellen oder Weiden auf hohen Bergen. Die Schneeberge selbst,

die gewöhnlich nur auf ihrer höchsten Spitze mit stetem Schnee bedeckt sind, sind an den tiefern Seiten mit solchen Alpen bekleidet, wohin die an-gränzenden Bewohner, besonders die in den kleinen Kantons, als die eigentlichen Hirtenvölker der Schweitz, im Sommer ihr Vieh treiben. Dies geschieht von der Mitte des Juni an, bis zur Mitte oder bis zu Ende des Septembers. Solche, die ganz von ihren Herden leben, etabliren sich meist selbst während dieser Zeit auf diesen Anhöhen, in den sogenannten Sennhütten, wo sie sich einzig und allein mit der Käse-Zubereitung beschäftigen. Arme oder geringe Leute ziehen mit Sack und Pack, mit Weib und Kindern herauf. Sonst trennen sich die Familien auch wohl, und der Vater und ein paar Buben ziehen nach der Anhöhe hinauf — allenfalls geht in Ermangelung des zweiten Buben auch wohl eine Tochter mit — während die Mutter mit den kleineren Kindern daheim das

Hauswesen besorgt. Kein Volk ist indüstriöser in Benutzung aller der kahlen Stellen an den Bergen, wo es irgend etwas für das Vieh abzunagen giebt, als die Hirtenvölker der Schweitz. Oft ist an den höchsten Spitzen derselben, zunächst unter dem Schnee, nur so ein ganz kleines Fleckchen sichtbar, und es weidet eine Herde dort, deren stilles Geläute friedlich in das Thal hinunterschallt.

Die niedrigsten Theile in der ganzen Schweitzer-Alpenkette liegen in der Linie zwischen 5000 — 6000 Fuß über der Meereshöhe; die Mittellinie ist die von 8000 — 10,000 Fuß, und mehrere Hörner steigen bis zur Höhe von 12000 — 13000 Fuß. Die Schnee-Linie in den hohen Schweitzer Gebürgen, d. h. diejenige Linie, wo die Wärme so sehr abnimmt, daß die Winterkälte beständig bleibend wird, fängt zwischen 7800 — 7850 Fuß über der Meereshöhe an.

Laubgehölze, z. B. Eichen, Buchen, Ahorn rc. wachsen aus der Tiefe an den Bergen nur zu einer

unbeträchtlichen Höhe hinauf. Höher wachsen Fichten, Lerchenbäume und andere Nadelhölzer, die wenig Saft haben, und zulezt niedrige Weiden. Nach denselben folgen niedrige Halbstauden, und die sogenannte Moos= oder Alpenrose, eine Pflanze mit kurzem Strauche. Dann trifft man nur noch die bunten Steinflechten, welche die lezte vegetabilische Decke der immer nakter werdenden Felsen sind, die sich bald darauf unter dem Schnee verbergen.

Die bestimmte Höhe einiger der beträchtlichsten Gipfel der Alpenkette, wornach Sie die Höhe der übrigen ermessen können, ist folgende: das Finster, Aarhorn 13,234 Fuß über der Meereshöhe. Die Aar, die bei Bern vorbei fließt, entspringt hier. Das Scheerhorn, 10,071 Fuß, das Schreckhorn 12,560 Fuß, die Jungfrau 12,852 Fuß, der Montblanc 14,700. Alle diese Schneeberge, das Scheerhorn und der Montblanc

ausgenommen, liegen im Berner=Oberlande, welches also, wie Sie sehen, mit zu den erhabensten Theilen in der Alpenkette gehört.

Langenau, im Emmenthale,
den 5. August.

Unsere kleine Karavane zieht fröhlich und vergnügt immer weiter. Heute haben wir nur 6 — 7 Stunden Wegs gemacht, und bleiben jezt in einem großen und schönen Dorfe, dessen Namen Sie so eben gelesen haben, zu Nacht. Früh kamen wir durch die Dörfer Hasli, Schüpfen und Eschlismat, in welchem lezteren wir zu Mittag speißten. Eschlismat ist noch im Entlibucher-Thale, und Gränzort des Kantons Luzern; bald hinter demselben fängt das Emmenthal und der Kanton Bern an. Das Emmenthal ist Ihnen unter andern wohl auch des vortrefflichen Käse's wegen, der der Emmenthaler heißt, bekannt. Es ist eins der schönsten und angebautesten Thäler der Schweitz; der Anblick der Wohlhabenheit und der Industrie, und selbst der Reinlichkeit, möchte ich sagen, die man überall wahrnimmt, würkt wahrhaft erfreulich auf das Gemüth. Es giebt vielleicht nirgends in der Schweitz

reizendere Wohnungen, als das wohl eingerichtete Haus eines wohlhabenden Bauern im Emmenthale. Alle Häuser haben ein nach der Vorderseite weit herüber stehendes, und an den beiden Lateralseiten weit herab hängendes Dach, nach Berner Art. Vor demselben ist an der ganzen ersten oder zweiten Etage hin (oft vor beiden zugleich) ein offener Gang, mit einem Geländer eingefaßt, oder eine kleine Altane, wenn man es so nennen will, angebracht, auf welcher im Nothfalle die Bewohnerinnen des Hauses ihre Wäsche zum Trocknen auszuhangen pflegen. Das weit herüber stehende Dach, das in dieser Absicht allein so hervor springend gebaut zu seyn scheint, giebt ihr bei regnigtem Wetter vollkommnen Schutz. Sie ist ganz von Holz, versteht sich! Ueberhaupt sind diese Wohnungen so eigenthümlich gebaut, daß die ganze äußere Bekleidung derselben aus bloßem Holzwerke, oder aus zusammengefügten Brettern besteht, die nach einem, den Bewohnern des Kan-

tons Bern eigenen Geschmacke, mit einer Menge Linien und Schnörkel verziert sind. Man nimmt sogar in dieser Art von Bekleidung, und in der Nettigkeit der gezogenen Zirkel und Linien hie und da einen gewissen Luxus wahr. Oft läuft der Vorsprung des Dachs in der Höhe nicht spitz oder giebelförmig zusammen, sondern rundet sich in einen weitgeschweiften Bogen; oft hat das Dach hinten und vorn einen solchen Vorsprung. Diese Bauart wechselt mannigfaltig. Selbst die wohlhabendsten Personen auf dem Lande, wie z. B. hier in Langenau, wo es einige reiche Kaufleute giebt, die sich vorzüglich mit Garnbleicherei beschäftigen, wohnen oft nur in solchen Wohnungen, die auf diese Art ganz mit Holz bekleidet sind, und solche weit hervor stehende, oben gerundete Dächer haben. Sie sehen in der Ferne, das Dach etwa abgerechnet, einem Trocken-Hause nicht unähnlich. In den Wohnzimmern hangen reinliche weiße Gardinen vor den Fenstern umher, was mit dieser eigen-

thümlichen Bauart um so frappanter absticht, aber dem Auge nicht unangenehm ist. Es ist ein lieblicher Reitz, aus Ländlichem und Städtischem gemischt. Einige Häuser in Langenau, die schon ein etwas vornehmeres Ansehn haben, bekommen dieses dadurch, daß sie von außen mit hölzernem Schindel bedeckt sind, dem entweder die Zeit eine ins Graue spielende Farbe gegeben hat, oder der gleich vom Anfang an schwärzlich gefärbt war. Sie haben ein eben solches weit herüber stehendes Dach, und dabei grün angestrichene Läden oder Jalousieen vor den Fenstern. Können Sie sich eine reizendere Zusammensetzung denken? Vor einem dieser Häuser sah ich sogar ein kleines rundes Portal von frei stehenden Säulen angebracht, das auf einigen Stufen ruhte. Es würde nicht auffallen, wenn es nicht vor einer — so zu sagen — ländlichen Wohnung wäre. So vereinigten die Griechen durch ihre Säulen-Kolonnaden und Portiken das Kostbare und Prächtige mit der höchsten Simplizität in der Ar-

chitektur, und gaben ihren Gebäuden dadurch jene edle Einfalt und Würde, die noch immer Aller Herzen fesselt. Aus der Bauart der ländlichen Wohnungen in diesem reizenden Thale, besonders wie man sie bei den wohlhabendern Bewohnern findet, ließe sich, bei der Mannigfaltigkeit der Veränderungen, deren sie fähig ist, noch unendlich viel Schönes bilden, und es wäre zu wünschen, daß sie in ganz Deutschland allgemein eingeführt seyn möchte.

Es ist ein auffallender Kontrast in Hinsicht auf Wohlhabenheit und Reinlichkeit zwischen den Bewohnern des Entlibuchs und den Einwohnern des Emmenthals. Was die Wohlhabenheit der Bewohner des leztern noch besonders zu charackterisiren scheint, ist unter andern auch die eigenthümliche Kleidung der Bauern in diesem Thale. Fast alle tragen — die wohlhabenderen wenigstens durchaus — lange Röcke oder Fracks von einem grauen

haltbaren wollenen Tuche, mit langen tuchenen Beinkleidern von eben der Farbe, die fast bis auf die Schuhe herunter gehn, ohngefähr wie man reiche Pächter oder Fermiers in Frankreich sich tragen sieht. Ein runder Hut, und eine Uhr in der Tasche, deren Kette lang herunter hängt, vollenden den Anzug. Diese Art von Costümirung scheint überhaupt bei den Bauern im ganzen Kanton Bern das allgemeine National-Costüm zu seyn. Die Bauern im Entlibuch wohnen, wie ich schon erwähnte, meist in kleinen, ärmlichen, unansehnlichen Hütten, und auch ihr Anzug verräth nicht diesen Grad von Wohlhabenheit, wie der der Bauern im Emmenthale; aber Fülle der Gesundheit und Natur ward ihnen dafür zu eigen. Man kann keinen kräftigern Menschenschlag in der Schweitz finden, als den der Bewohner des Entlibuchs. Stattliche, breite Männer, mit Waden, aus denen man für einen Leipziger Stutzer ihrer 3 — 4 schneiden könnte. Eben so beim weiblichen

Geschlechte — obgleich, um gewissenhaft zu seyn, nicht bei allen. Diejenigen unter ihm, die sich solcher zu rühmen haben, thun sich aber auch nicht wenig darauf zu Gute. Sie haben zum Theil Recht; es giebt ein stattliches Ansehen, wenn eine solche kerngesunde, rüstige Bauerndirne mit vollen blühenden Wangen, in den weißen Hemds-Ermeln, die sie ganz frei tragen, auf einem solchen kräftigen Untergestell einher tritt. Auch unter den verheiratheten Weibern trifft man viele mit solchen Stuzfüßen oder dicken Stollbeinen an. Alle tragen kleine bebänderte Strohhüte und Schnürbrüste mit kurzer Taille, welche sich fest um den Hals anschließen, und mit Bändern ebenfalls reichlich geziert sind. Der Rock ist knapp und enge. Eine einfach um den Hals geschlungene Cravatte hängt mit ihren beiden Enden, die mit gelben Frangen geziert sind, bis auf die Schürze herab. Die gesunde Gesichtsfarbe, der freie Muth in ihrem Auge, ja zuweilen sogar eine gewisse Anmuth und ein

gewisser Adel in den Zügen, scheint ein Eigenthum der Bewohner in den Hochgebürgen der Schweitz, besonders unter dem weiblichen Geschlechte zu seyn. Ueberhaupt trifft man in gebürgigten Gegenden, wie bekannt, immer eine kräftigere, gesundere Natur, als auf dem platten Lande oder in den Städten, wo die Menschen nach und nach immer entnervter, und mit verzärtelten Zügen erscheinen. Bei einem rüstigen und starken Körper aber bildet sich das, was man Adel nennt, in Zügen und Gebährden viel eher und leichter aus, als bei einem verzärtelten und schwächlichen. Mens sana in corpore sano. Die Seele scheint hier gleichsam, um sich zu entwickeln, einen viel freieren Spielraum zu haben. Doch ich werde darauf wieder zurück kommen.

Der Charakter der Bewohner des Entlibuchs scheint sie übrigens vortheilhaft vor dem ihrer Nachbarn, der Bewohner des Emmenthals, auszuzeichnen. Bei der weniger glänzenden Be-

quemlichkeit, worin sie, gegen die Emmenthaler gerechnet leben, sind sie gefällig, höflich, dienstfertig — da hingegen man bei den leztern eher einen gewissen Troz bemerkt, der theils aus ihrer größern Wohlhabenheit entspringen mag, und auf den zweitens wohl der ganze Geist des Kantons Bern überhaupt einigen Einfluß gehabt hat, der immer sich gern ein wenig zum Herrn und Meister über die übrigen Kantone zu machen suchte. Diese guten Menschen, welche weder von der Natur noch von ihrer Regierung so begünstigt wurden, wie ihre Nachbarn, müssen ihren Unterhalt der mütterlichen Erde zum Theil sehr mühsam abgewinnen; was aber wohl anderer Seits zu ihrer Gesundheit und zu der kräftigen Gediegenheit ihres körperlichen Baues vieles beiträgt. Ihre freundliche Zuvorkommenheit beweißt, daß sie geselliger Tugenden in hohem Grade fähig sind. Daß es ihnen inzwischen an Muth und Freiheitssinn nicht fehle, haben sie unter der Regierung des Herzogs Leopold

von Oestreich gezeigt. Dem Herzoge wollten sie ihre Pflicht nicht verweigern, aber auch Thorbergs, des Landvogts, Tirannei nicht länger dulden. An dem Tage der Schlacht bei Sempach, wo Arnold von Winkelried wie ein zweiter Decius sich in die feindlichen Lanzen stürzte, um seinen Mitbürgern und Kampfgenossen gleichsam eine Brücke zu dem nahe gegenüber stehenden feindlichen Heere zu bau'n, stritten auch sie unter den wenigen Helden, die Oestreichs furchtbare Macht vernichteten.

Doch es ist Zeit, daß ich wieder zu meiner kleinen Reisegesellschaft zurück kehre, die ich während der Zeit, wo ich Ihnen dieses kleine Gemählde von den Einwohnern dieser beiden merkwürdigen Thäler der Schweitz zu entwerfen suchte, ganz im Stiche gelassen habe. Bis jezt habe ich nur allein geredet; es war aber heute nicht immer so.

Im

Im Gegentheile, wir haben auf dem reizenden Wege hieher recht vieles mit einander gesprochen, und recht vieles mit einander abgemacht, über welches alles ich Ihnen jezt näheren Bericht erstatten will. Das Bisherige war das Allgemeine; das Besondere soll nun nachfolgen.

Schon in Eschlismat hatte sich zwischen unserm Ruhberg (denn ich nenne ihn den unsrigen, weil er unserm engeren Zirkel sich so ganz aneignet) und zwischen dem Idealisten Sprinkhagen aufs neue ein philosophischer Streit erhoben, der zulezt, wie Sie sehen werden, in eine förmliche Erörterung und Untersuchung über den Begriff des Schönen, und über die Erscheinung desselben in der Würklichkeit ausartete. Der Streit gieng nehmlich davon aus: „ob der Adel in der Gesichtsbildung mancher Menschen eine Folge oder eine Würkung der Gewalt sey, welche die Seele über

Bayerische Staatsbibliothek München

gewisse Theile des menschlichen Körpers behaupte? Oder ob es nicht die vollendete Regelmäßigkeit aller Züge" — bei einem schönen Gesichte nehmlich — „deren harmonische Entwickelung durch nichts gehemmt wurde: ob sie es nicht vielmehr selbst sey, die wir mit diesem Namen bezeichneten? So daß also, was wir Adel nennten, weiter nichts, als das reine Anschauen der vollendeten organischen Schönheit sey?" — Beide hatten in gewisser Art Recht. Bei einem schönen, vollkommen regelmäßigen Gesichte kann allerdings der von Sprinkhagen aufgeworfene Zweifel entstehen. Für Ruhbergs Behauptung aber spricht das, daß auch in einem minder schönen Gesichte, dessen Züge oft nichts weniger, als regelmäßig vollkommen sind, Adel im Ausdrucke möglich ist.

Der Ausdruck: organische Schönheit, dessen Sprinkhagen sich bediente, erweckte indeß den Verdacht in mir, daß er hier vielleicht mit einem bloß-

sen Wortgepränge sich durchzuschlagen hoffe, und erinnerte mich an die gewöhnliche Untugend vieler junger Leute, die dem Systeme der Ansichten, von welchem er immer auszugehen pflegt, beipflichten: nehmlich sich nur zu oft gewisser Worte und Ausdrücke zu bedienen, die schön klingen, die sie aber vielleicht nie selbst ganz begriffen haben. — Was verstehen Sie unter organischer Schönheit? fragte ich ihn.

„Die Erscheinung der Idee einer ewigen Vollkommenheit unter einer bestimmten und begränzten Form.“

Und was ist Ihnen die Schönheit oder das Schöne überhaupt?

„Der Indifferenzpunkt der göttlichen und menschlichen Natur; der Abdruck des Unendlichen im Endlichen.“

— — Da haben wir's! — — Ich würde Ihnen

vielleicht beistimmen, gab ich ihm zur Antwort, wenn ich Sie erst ganz verstände. Warum versteigen Sie sich so hoch mit Ihrer Definition? Im Gegentheile: ich glaube, daß das Schöne etwas sehr Menschliches, — etwas recht Menschliches, ist.

„Wie so?“

Ich glaube, daß es für höhere Geister, als worauf Sie doch anzuspielen scheinen, — für Wesen, die nicht durch Sinnenfesseln beschränkt sind, wie wir, gar kein Schönes giebt; in unserm Sinne wenigstens nicht; daß wir folglich den Genuß des Schönen blos unserer sinnlichen Beschränktheit verdanken.

„Paradoxon für Paradoxon!“ rief er triumphirend.

Nicht also! Ich wollte kein Paradoxon aufstellen. Was höheren Geistern schön seyn mag, oder was sie als schön empfinden mögen, davon haben wir zu wenig Kenntnisse; und auf alle Fälle sind wir wohl etwas zu voreilig, wenn wir unsere

Denk- und Empfindungsweise auch auf sie hinübertragen.

„Sie läugnen also, daß das Schöne ein Verbindungsmittel zwischen der sinnlichen und übersinnlichen Welt sey? — Ich halte die Schönheit für eine Abstrahlung der ewigen Vollkommenheit Gottes — eines höchsten Gedankenwesens, das nur auf diese Art, durch Werke, die es geschaffen, von seinem Seyn uns etwas offenbahrt; und ich fühle, daß, so oft ich etwas Schönes recht innig empfinde und genieße, ich mich diesem Wesen nähere, oder mich ihm gewissermaßen aßimilire.“

Sie stellen hier zwei Sätze in Einem auf. Daß das Schöne eine Art von Verbindungsmittel zwischen der sinnlichen und übersinnlichen Welt sey, symbolisch genommen, möchte ich nicht ganz läugnen. Ich will Ihnen übrigens das erhabene Selbstgefühl, dessen Sie sich bei'm Genuße des Schönen bewußt werden, gar nicht nehmen. Was mich betrifft, so glaube

ich in meiner ganzen Ansicht konsequent zu seyn, wenn ich behaupte, daß das Schöne, so oft ich lebhaft davon durchdrungen werde — und zwar auf die angenehmste und wohlthuendste Art — meine eigentliche und meine ganze Menschheit anregt.

— Auch ich bin dieser Meinung hold, sagte Beate. Ich fühle nie mehr, als bei'm Genuß des Schönen, wie schön es ist, ein Mensch zu seyn! Der Anblick einer Blume, einer Rose z. B. unterhält mich königlich, und erfüllt mich mit fast kindischer Freude. Sie führt die Bilder der heitersten Lebensstunden vor meine Seele zurück. Ich liebe das unbekannte Wesen, das sie hervorgebracht und ihre Form geschaffen.

Und würden wir das können (erwiderte ich) wenn wir selbst etwas Göttliches wären, oder uns als Götter dabei fühlten? Im Indifferenzpunkte der Gottheit und Menschheit hört alle Liebe auf:

und um alles möchte ich diese Liebe nicht missen! Es ist so süß, etwas zu lieben, vor etwas zu staunen, etwas anzubeten!

„Sie sind sehr bescheiden in Ihren Ansichten und Genüßen.“

Um so mehr, jemehr ich überzeugt bin, daß das Schöne, in unsrem Sinne, in der Art, wie es uns hier erscheint, nur für die sinnliche Welt Realität hat, und nicht darüber hinaus geht.

„Und woraus wollen Sie dieses beweisen?“

Aus der Organisation unserer Sinnlichkeit oder der Sinne selbst, als der Organe, welche uns die Erkenntniß des Schönen vermittlen.

Gehen wir auf den ersten Begriff des Schönen zurück, fuhr ich fort. Ich denke mir z. B. die ersten Menschen wie die Lukrezischen Waldmenschen, die, nach dem sie von dem vielen Umherir-

ren in den Wäldern, während der Hitze des Tages sich ermüdet fühlten, des Abends unter einem Baume, in dem Laube, das sie zusammen trugen, ihr Lager aufschlugen, oder aus zusammengeflochtenen Zweigen sich eine Laube bereiteten, die sie vor dem Thau und der Kühlung der Nacht schüzte. Wenn diese Menschen des Abends, unter einem Baume ruhend, je die Sonne untergehen sahen, deren Verschwinden von der nachstrahlenden Abendröthe so feyerlich verherrlicht wurde: glauben Sie wohl, daß sie den Anblick schön gefunden? — Und wenn sie ihn schön fanden (wie Sie dies hoffentlich auch bei dem sinnlichst rohesten Menschen nicht werden abläugnen wollen,) was meynen Sie wohl, warum sie ihn schön gefunden? — Weil der lebhafte, glänzende Schimmer stärker und heftiger ihr Auge reizte, als das stille, einförmige Grün, das sie des Tages über umgab, und selbst gegen die Schwärze der Nacht um so lieblicher abstach. Reizend war der erste Begriff des Schönen, so wie

auch noch jezt dadurch der allgemeinste Grad desselben bezeichnet wird. Vom Sinnen-Reitze oder sinnlichem Reitze fieng der erste Begriff des Schönen an. — Daher sollte man auch Schön von Scheinen herleiten: nehmlich von einem ungewöhnlichen Schimmer oder von einer ungewöhnlichen Verstärkung des Lichts auf einer einzelnen Parthie oder auf einem einzigen Punkte. —

„Gut! (sagte er etwas gemäßigter, und fein lächelnd, als ob er mich noch zu fangen hoffe:) das wäre die Schönheit der Farbe, des Kolorits, welche allerdings, um den Begriff gleich auf etwas Praktisches anzuwenden — ein wesentlich integrirender Theil bei einem Gemählde sind.“

Sie sind sehr billig, dies zuzugeben. Einer Ihrer Matadore war nicht so billig. Er wagte zu behaupten, daß man die Schönheit eines Gemähldes mit geschlossenen Augen am besten, und eigent-

lich, so zu sagen, erst recht erkennen würde. *)
Er schien dabei den Wunsch zu hegen, daß es endlich einmahl versucht werden möchte, Gemählde ohne Farben und ohne Gestalten zusammen zu setzen, und diese würden dann, nach seiner Ansicht, ohne Zweifel die vollkommensten Gemählde seyn.

„Ah, die Gestalten also, die Umrisse!“

Auch in ihnen hoffe ich Ihnen die ersten Elemente des Schönen in dem Sinnlich-Reitzenden oder Sinnlich-Vollkommenen nachzuweisen. Sie waren ohnstreitig einmahl Kind?

„O ja! das war ich.“

Erinnern Sie sich nicht, wenn Sie an einem Flüsse spazieren giengen, oder mit andern Knaben dort spielten, kleine, abgerundete, platte Sand-

*) Fr. Schlegel in seiner Zeitschrift: Europa, in einem der drei ersten Stücke.

oder Kieselsteinchen, die er ans Ufer ausgeworfen hatte, zum Spiele gern aufgelesen zu haben?

„O ja.“

Woher der Vorzug derselben vor andern rauhen, nicht so schön gerundeten gewöhnlichen Steinen, die doch vielleicht eben so sehr, wie jene, in Ihrer Nähe lagen.

„Möchten Sie es uns nicht nach Ihrer Art erklären?“

Nach meiner Art? Gestehen Sie mir das Faktum ein?

„Allerdings.“

Nun so behaupte ich, daß blos die Form derselben die Ursache war. Ich habe mit Vorsatz die Epoche der Kindheit gewählt, weil das Kind nicht erst nach langer Ueberlegung handelt, wie wir Erwachsene. Es folgt einem sinnlichen Reitze,

dem ersten sinnlichen Eindrucke, und dieser bringt uns am ersten auf die gemeinschaftliche Bedingung, die wohl unserer Aller Natur zum Grunde liegen muß. Jene sanfte runde Form der kleinen abgeglätteten Flußsteinchen drückt sich lieblicher, gefälliger auf der Netzhaut unseres Auges ab, ohne dasselbe durch mannigfaltige rauhe Ecken oder Spitzen — vielleicht unangenehm zu reitzen, oder ihm wehe zu thun. Es ist ein momentanes Zusammenseyn oder ein gleichzeitiger Eindruck aller Umrisse und Verhältnisse, aber auf die sanfteste, gefälligste Art. *) Daher haben bekannte Aesthetiker, z. B. Hogarth, auch der Wellen- oder Schlangenlinie die höchste Schönheit vor allen andern Linien beigemessen; ja sie haben sie kat' exochin die Schönheitslinie genannt, als ob sie das ganze Wesen derselben darin zu personifi-

*) Auch Hemsterhuis in einem Aufsatze über das Schöne, der sich in seinen vermischten philosophischen Schriften findet, geht von dieser Ansicht aus.

ziren gedacht hätten. Woher aber, ernsthaft gesprochen, der Vorzug einer solchen Linie, vor einer im Zick-zack oder in scharfen Sprüngen, wie vom Blitze geschlungenen? Das Auge gleitet von einem sanften Uebergange, von einem Punkte, von einem Verhältnisse zum andern, ohne bei irgend einem zu lange aufgehalten oder in der leichtern Auffassung des Total-Eindruckes gestöhrt zu werden.

„Noch weiß ich nicht, ob ich dieser Ihrer Theorie der Sinnlichkeit oder der sinnlichen Eindrücke ganz beistimmen kann.“

So gehen Sie nur von der einfachsten Erfahrung, vom Gefühle der Hand, bei'm Tasten, aus. Sie streichen lieber mit der Hand über einen weichen Sammt, als über eine feine Drathbürste, dergleichen die Wollspinner bei'm Wollkratzen sich bedienen. Der Unterschied besteht blos darin, daß hier das Sinnen-Organ und die Eindrücke, die wir durch dasselbe empfangen, sich unmittelbar und

körperlich berühren, da hingegen bei Gegenständen des Gesichts nur ein Bild derselben auf der Netzhaut unsers Auges sich abspiegelt, wobei wir freilich die Art und Weise der äußeren Berührung weniger unterscheiden. Ueberhaupt, fuhr ich fort, lieben wir jederzeit — auch in moralischer Hinsicht — mehr das Weiche, das Sanfte und Schmelzende, als die rauhe Härte. Wir lieben mehr den Ausdruck stiller Sanftmuth und der Engelgüte in dem Angesichte einer Frau, als den Zorn, der ihre Züge entstellt. Und warum die so große Bewunderung und der Reitz der Anmuth bei einem Frauenzimmer? Die schöne Ruhe, der stille Frieden, der über seine Züge ausgegossen ist, während Sie es unter einem Rosengebüsche z. B. eingeschlummert finden? Ich glaube sehr, daß wir hier, ohne daran zu denken, der Phantasie ein wenig unser sinnliches Auge leih'n. *)

*) Auch in Rücksicht auf das Gehör-Organ würde es nicht schwer seyn, die Anwendung des

Mein Gegner schwieg, vielleicht weil er es unter seiner Würde hielt, auf diese spekulativen Ketzereien, welche seiner Ansicht so schnurstracks ent-

---

Gesaaten durchzuführen, und die leichte Reitzbarkeit desselben für rauhe und weiche oder gefällige Modulationen und Töne zu zeigen. Woher sonst das unbedingte Lob und das Wohlgefallen an dem Wohllaute und dem Rhythmus mancher Strophen in einem Gedichte? Wessen Ohr sträubt sich z. B. nicht unwillkührlich etwas vor der Härte, die wir in folgendem Schillerschen Verse in der Braut von Meßina finden:

— „Vor den Thoren gefesselt
Liege des Str, eits schl, angenhaariges Scheusal?“

zumahl wenn wir ihn mit dem schönen Wohllaute in folgenden Versen des Bürger'schen Liedes: die Hochvermählte, zusammenhalten:

„Auf des Wohllauts Silberwogen
Majestätisch fortgezogen,
Wäll', o Lied, des Ruhmes Bahn!“

Klopstock hat den Wohllaut und den Rhythmus der deutschen Sprache und des deutschen Gesanges sehr schön in ein paar einzigen Strophen charakterisirt, die zugleich selbst voller Wohllaut sind:

„Wie der Rhein durchs höhere Thal fernher kommt,
Rauschend, als käm' Wald und Felsen mit ihm:
Hochwogigt erhebt sich sein Strom,
Wie das Weltmeer die Gestade

gegen liefen, etwas zu antworten. Beate aber sagte: „Sie mahlen uns das so reitzend aus, daß ich gleich den Versuch machen, und mich ein wenig an jener Quelle, die dort von den Bergen herabrieselt, von stillen unscheinbaren Blumen umblüht, die mir aber jezt erst recht bemerkbar werden, im Schatten der Bäume, zum Schlummer niederlassen möchte.“

Der Vorschlag war annehmbar. Wir alle giengen vom Wege ab, und sezten uns dort nieder. — Indem wir so ruhten, bemerkte unser junge Freund (Ruhberg,) Beatens vollen, schöngerundeten Arm, und die hellen Angelsterne von Luziliens dunklen, tiefflammenden Augen. Es schien, als ob sie ihm jezt erst auffielen. — Ihre Theorie gefällt mir, sagte er darauf; sie befreundet uns wahrhaft mit diesem

Leben.

Mit erhobener Woge bestürmt! Als Donnr'er,
Rauschet der Strom, schäumt, stürzt sich hinab
Ins Blumengefild', und im Fall
Wird er Silber, das empor stäubt.“

Leben. Noch nie war mir ein schöner runder Arm, wie z. B. der Frau v. R** ihrer ist, so aufgefallen. Ich fühle sehr wohl den Unterschied, der zwischen einem solchen schön gerundeten, und einem langen, hagern und dürren Arme ist, der eher dem Beine einer Kreuzspinne zu vergleichen wäre; ich forsche bei mir über die Gründe dieses Wohlgefallens nach, und ich wüßte sie würklich in nichts anderm zu finden, als in Ihrer angegebenen Erklärung. — Aber Sie werden es mir verzeihen, fügte er hinzu, wenn ich zwischen diesem schönen runden Arme, und den hellglänzenden runden Sternen in Fräulein Luziliens Angesichte etwas in Verlegenheit bin: welchen von beiden ich nehmlich den Vorzug geben soll. —

Alle lachten über seine Naivität. Auch der erhabene Idealist lächelte, und schien sich im Herzen zu unserer Theorie bekehren zu wollen; denn ich

bemerkte, daß er gegen Beate von dem Augenblicke an, wo ihr schöner Arm zur Sprache kam, aufmerksamer und gefälliger wurde.

„Sie können aber mit Ihrer Erklärung, oder mit der Entwickelung des Begriffs des Schönen, sagte die leztere, kaum noch bis zur Hälfte gekommen seyn: denn ich fühle, wie unbefriedigend sie noch ist. Vom Sinnen-Reitze, sagten Sie, fange der erste Begriff des Schönen an. Gewiß aber werden Sie nicht alles, was die Sinne reizt, schön nennen wollen; denn auch ein angenehmer Geruch reizt meine Sinne; ein pikanter Geschmack in einer Speise oder in einem Getränke ebenfalls. Diese sind doch wohl nicht schön zu nennen?“

Allerdings nicht. Lassen Sie uns aber die Eindrücke der verschiedenen Sinne, fuhr ich fort, erst selbst gehörig von einander unterscheiden; dies

bringt uns vielleicht dem Ziele näher. — Der allgemeine Gattungsbegriff alles dessen, was den Sinnen in der Wahrnehmung oder in der Empfindung gefällt, ist das Angenehme. Nun haben wir bekanntlich 5 Sinne: Geruch, Gehör, Geschmack, Gesicht und Gefühl. Die Eindrücke des Geruchs, des Geschmacks und des Gefühls, (der Hand nehmlich,) nennen wir blos angenehm; Niemand sagt z. B. ein schöner Geruch, ein schöner Geschmack ꝛc. Die Eindrücke des Gesichts hingegen, und des Gehörs, nennt man auch schön.

„Und was folgern Sie daraus?"

Daß uns dieser Sprachgebrauch am ersten auf die wahre Bedeutung des Begriffs des Schönen führen werde: daß nur die Eindrücke des Gesichts und des Gehörs, als der beiden edlern Sinne, unter gewissen Bedingungen schön genannt werden können.

„Das Angenehme und das Schöne wären also einander entgegen gesezt?“

Wenn auch nicht grade entgegengesezt, so ist doch das Schöne etwas mehr, und etwas Höheres, als das blos Angenehme. Der angenehme Eindruck ist oft nur ein bloßer thierischer Reitz, wie z. B. bei'm Geruch und bei'm Geschmacke; die Eindrücke dieser beiden Sinne, die gleichzeitig in einander fallen, sind zu verworren, als daß wir uns ein bestimmtes Bild von dem, was unsre Sinne reizte, entwerfen könnten. Wenn wir hingegen von den Eindrücken des Gesichts- und des Gehörorganes sagen, sie seyen schön: sollte nicht der Grund davon darin liegen, daß hier mehr eine lebendige Anschauung damit verbunden, d. h., daß auch die Seele dabei thätiger ist, das Bild oder den Eindruck, den wir durch dieselben empfiengen, unter bestimmten Umrissen und Gestalten fest zu halten? Nur also, wo etwas durch

seine Form und Gestalt einen angenehmen Eindruck auf unsre Sinne macht, kann man den Ausdruck des Schönen gebrauchen. Dies stimmt auch mit der Meinung des Plato überein, in dem Gespräche, welches er den Sokrates mit dem Sophisten Hippias über die Schönheit halten läßt, und dessen Hauptresultat darauf hinausläuft, daß das Schöne zunächst nur den beiden edlern Sinnen, dem Auge und dem Ohre sich aneigne.

„Auf Form und Gestalt reduziren Sie also alles Schöne?“ fragte Sprinkhagen.

Im engsten Sinne, ja! — Form und Gestalt aber lösen sich, wenn man sie genauer zergliedert, in die Art der Beleuchtung, unter welcher sie erscheinen, (Farben-Reitz, Lichtreitz,) in Linien und Umrisse auf: — und so wären wir ohngefähr wieder auf dem Punkte, von dem wir zuerst ausgiengen.

„Was verstehen Sie unter dem Schönen im engsten Sinne?“

Das einfache Schöne, oder die ersten Elemente alles Schönen, von welchen hier allein die Rede ist.

„Und diese ersten Elemente?“ . . .

Habe ich so eben angegeben.

Wir waren indeß aufgestanden, und wandelten ruhig unsre Straße weiter. Wir wollen noch einige Beispiele des Schönen anführen, fuhr ich darauf fort, indem wir so dahin wanderten, um uns zu überzeugen, daß die Empfindung des Schönen vorzüglich in dem Wohlgefallen an Formen, Farben und Umrissen bestehe. Der runde, volle Arm der Frau von R** kam schon zur Sprache, und die Gründe des Wohlgefallens an jedem schönen Arme überhaupt wurden entwickelt. Nehmen wir eine Blume, eine Rose z. B. — Die Rose ist aus

einem doppelten Grunde schön: 1) wegen der sanften, lebhaften Farbe, wodurch sie das Auge reizt; 2) wegen der angenehmen Form. Der Geruch erhöht zwar den Reiz des Schönen, den wir bei ihrer Anschauung empfinden, gehört aber nur den unteren Sinnen an, und wird blos angenehm genannt. — Der schimmernde Stern der Nacht, den wir schön nennen, gefällt durch den Reiz des gesammleten Lichts. Der Schwan, das schöne Bild der ruhigen Unschuld und Würde, auf dem silbernen See dahin schwimmend, gefällt 1) durch seine weiße, reine Farbe, und 2) vorzüglich wegen seines schön gebogenen, majestätisch geschweiften Halses; und hier tritt, meiner Meinung nach, wiederum der schon oft erklärte Grund des Wohlgefallens an sanft geschweiften Linien ein.

„Ich habe gegen diese Beispeile nichts einzuwenden“ sagte Sprinkhagen; aber ich wäre nach allen den Erklärungen, die Sie uns gegeben ha-

ben, wohl begierig, Ihre Definition des Schönen zu erfahren.“

Diese kann ich Ihnen, nach so vielen mißlungenen Versuchen einer richtigen und genauen Definition, nur mit vieler Vorsicht geben. Indeß würde ich das Schöne, meiner Ueberzeugung nach, so definiren: Schön ist, was den Sinnen in der Anschauung gefällt. *)

„Hm!“ sagte er: „Mir däucht, Sie haben Ihre Definition, so wie die ganze Deduktion des

*) Kant erklärt das Schöne durch „ein freies Wohlgefallen ohne Interesse“ allein seine Definition hält nur halb Stich; er hat etwas zu erklären dabei übrig gelassen. Es liegt nehmlich diesem freien Wohlgefallen, wie er es nennt, gewiß irgend etwas zum Grunde, und das eben soll erklärt werden. Er will den Reitz von der Schönheit ausschließen, indem er den Begriff, seinen Vorgängern gleich, immer mehr, wie es scheint, zu einem bloßen Vernunftbegriffe zu erheben sucht; und darin hat er, meines Erachtens, unrecht.

Begriffs des Schönen, etwas zu niedrig angelegt.“

Warum?

„Sie haben einen wesentlichen Punkt darin vergessen.“

Und der wäre?

„Die Uebereinstimmung der Gestalten, Formen und Umrisse — oder wie Sie es nennen — die Sie mit dem Prädikate des Schönen bezeichnen, mit einem uns vor der Seele schwebenden Ideale.“

— Seine Aeußerung frappirte mich. — Erklären Sie sich näher, sagte ich.

„Sie haben eine Rose, einen schönen, runden Arm ꝛc. gewählt, um Ihre Theorie daran zu beweisen. Nun! Ich behaupte, daß wir von vielen Rosen, die wir in unserm Leben sahen, uns zulezt ein Bild der aller vollkommensten Form, deren jede von ihnen fähig ist, abstrahirt haben, und das nun in unserer Seele bleibend geworden ist;

eben so von einer menschlichen Gestalt sowohl überhaupt, als von einzelnen Theilen des Körpers, einem schönen Arme z. B., ins besondere. Und so von vielen Dingen. Diese Bilder oder Vorstellungen wollen wir Normalideen nennen. Wollte ich in meinem Systeme ganz folgerecht seyn, so würde ich behaupten, daß sie eingebohren seyen, daß sie zur allgemeinen Weltanschauung als nothwendige Bedingung, von vornherein gehörten. Doch darüber will ich jezt nicht mit Ihnen streiten. Alles aber, was wir in diesem Leben mit dem Prädikate des Schönen bezeichnen, wird diesen Namen um so mehr verdienen, jemehr es der einen oder der andern von diesen Normalideen, oder mit andern Worten, diesem Ideale entspricht.“

— Seine Behauptung konnte nicht ganz abgeläugnet werden. — Wir können uns aber vielleicht vereinigen, sagte ich zu ihm. Erstlich, wie kommen wir zu dem Bilde der allervollkommensten Form bei körperlichen Umrissen und Gestalten,

oder worin liegt der Grund, daß wir sie die allervollkommenste Form nennen — in dem Falle, daß ich die ursprüngliche Inwohnung dieser Normalideen gleich vom Anfange her, läugnen wollte? — Worin wohl anders, als daß von allen Umrissen und Gestalten, die wir nach und nach wahrgenommen, gerade diese Form und diese Gestalt den gefälligsten Eindruck auf die Sinne machte? Oder weil auch das Auge nach und nach in Auswahl und Unterscheidung vieler Umrisse und Gestalten, wie ein guter Geschmack, sich bildete? — Zweitens, gesezt aber auch, daß wir auf andre Art zu den Normalideen gekommen wären: könnte nicht beides mit einander vereinigt seyn? Könnte nicht die Uebereinstimmung einer wahrgenommenen Form mit der Normalidee den Reitz des Schönen erhöhen, und doch das erste Wohlgefallen daran, wie ich behauptete, ganz sinnlich seyn?

„Läugnen Sie aber das Daseyn dieser Ideen überhaupt ab?“

In keinem Falle.

Unter solchen Gesprächen langten wir hier in Langenau an. Herr v. Reb'na beobachtete die Zeit über ein gänzliches Stillschweigen, und lächelte nur so zuweilen, während wir uns unterredeten, dazwischen hinein, als ob er alles vollkommen verstanden hätte, indem er bald dem einen, bald dem andern seinen Beifall zu geben schien. Ich glaube aber nicht, daß er viel davon begriffen. Ob er gleich vieles gelesen haben mag, wovon er bei Gelegenheit gerne spricht — so glaube ich doch nicht, daß ernsteres oder anhaltendes Nachdenken je sonderlich seine Sache gewesen. Ueberhaupt ist etwas an dem Manne, was mir nicht so recht zu Gemüthe will; er hat etwas Kaltes und Gezwungenes, was ihn hindert, sich Andern so ganz de bonne fois hinzugeben, wie wir übrigen Erdenkinder es so sehr lieben.

Nachdem wir uns im Gasthofe, um unsern ersten Durst zu stillen, etwas erfrischt hatten, mach-

ten er und Sprinkhagen noch einen Spaziergang im Dorfe umher, um die Gegend ganz in Augenschein zu nehmen. Wir übrigen blieben im Zimmer zurück, und hatten durch das offene Fenster die Aussicht auf die lebhafte Straße des Orts, und, über die Häuser weg, auf die Anhöhen der Berge, die von den Strahlen der untergehenden Abendsonne röthlich beschienen waren. Indem wir so saßen, trat Ruhberg zu mir. „Ich habe Ihrer ganzen Deduktion des Begriffs des Schönen“ sagte er, „mit vielem Vergnügen zugehört; aber doch muß ich Ihnen bekennen, daß auch mich — obwohl aus einem etwas andern Grunde — Ihre Definition desselben nicht ganz befriedigt hat. Wenn nun das Schöne nur etwas ist, was den Sinnen in der Anschauung gefällt, so begreife ich daraus noch nicht, warum ein schönes Gedicht mir gefällt; warum z. B. Schillers Ideale, oder Göthe's Torquato Taßo und seine Iphigenie mich so unendlich entzücken. Bei Werken der Bild-

hauerei, oder bei einem schönen Gemählde, wollte ich mit Ihrer Definition schon eher fertig werden, ob ich gleich überzeugt bin, daß es auch bei den leztern nicht die schönen Formen und Umrisse, nicht das Colorit allein ist, was uns so anzieht.“

Darin haben Sie ganz Recht. Indeß verdient hier, wenn Sie erlauben wollen, ein kleiner Unterschied bemerkt zu werden. Ich erklärte schon, daß ich bei der vorhin aufgestellten Definition nur das einfache Schöne, das Schöne der Natur berücksichtigte. Sie hingegen reden von dem Zusammengesezten Schönen, mit Einem Worte: von dem Kunst-Schönen. Mit der Kunst aber fängt eine neue weit umfassendere Welt des Schönen an, und wir müssen uns hier allerdings nach höheren Grundsätzen und einer höheren Definition, unter welche wir subsumiren können, umsehen.

„Sie gestehen also doch zum Theil das Mangelhafte Ihrer Definition ein?“

Nicht durchaus; denn strenge genommen, würde ich dieselbe auch hier glauben rechtfertigen zu können. Allein wir wollen uns Ihrer Ansicht einmahl bequemen. Eine vielfältigere Beleuchtung eines Gegenstandes lehrt ihn uns oft nur um so besser kennen. — Vorläufig aber stimmen Sie mir wohl darin bei, daß das Schöne mehr in der Form eines Gegenstandes oder einer Sache bestehe? Wir berücksichtigen dabei weniger die Materie, oder das, was das Ding an sich sey, welchen Zweck es habe rc.

„O ja! Ich geb' es Ihnen zu.“

Gleichwohl sind wir im Gebiete der Kunst nicht blos empfindende Wesen mehr, d. h. solche, die sich einem Eindrucke des Schönen, der uns reizte, blos paßiv hingäben. Auch die höheren vorstellenden Kräfte werden hier zugleich geweckt und mit ins Spiel gezogen.

„Allerdings.“

Der Künstler benuzt die ersten Elemente des

Schönen, die wir in der Natur um ihrer selbst willen betrachteten, hier als Mittel, als Zweck. Er benuzt sie, um vermittelst derselben eine Idee oder eine Reihe von Ideen darzustellen, und zwar den Sinnen anschaulich, und auf die angemessenste, vollkommenste Art anschaulich darzustellen.

„Dies ist wohl bei der Mahlerei, allenfalls auch bei der Bildhauerei der Fall. Allein in der Poesie? Wo wollen Sie hier die ersten Elemente des Schönen, die Sie in der Natur einzeln aufsuchten, oder das Natur-Schöne aufweisen?“

Freilich, Sie haben nicht Unrecht! Indeß findet doch auch bei einem Gedichte eine gewisse äussere Einkleidung statt, die man Form nennt; ja die ganze Metrik selbst, die Abwechselung und die Cadenz der Verse, ist nur Form; — nicht zu gedenken, daß durch die Einmischung vieler und passender

sender Bilder, welche aus der Natur genommen sind, die Lebendigkeit und innere Vollendung eines Gedichts um vieles erhöht wird. Alles das nun ist es, was man hier gewissermaßen an die Stelle jener ersten Elemente des Natur-Schönen setzen kann, deren die Mahlerei sich zu ihren Darstellungen bedient. Es ist Form, Mittel der Darstellung. Bei einem jeden Kunstwerke kommt also zweierlei in Betrachtung: Stoff und Form.

„Ich verstehe, was Sie sagen wollen: der Stoff ist das, was die höheren vorstellenden Kräfte, die Phantasie und den Verstand beschäftigt.“ —

So ist es. Was in Hinsicht der Form an einem Gegenstande reizt oder gefällt, gehört der sinnlichen Anschauung an. Der Verstand aber sucht in jedem schönen Kunstwerke zuerst nach

einer Idee, nach einem Zwecke, mit andern Worten nach einer Einheit für das Vorstellungsvermögen überhaupt. Dann prüft er nebenbei auch wohl, ob das in der Kunst Dargestellte seinen Gesetzen, d. h. der Wahrheit gemäß oder wenigstens wahrscheinlich dargestellt sey. Ich sage mit Fleiß: er prüft, denn er ist ein beurtheilender Richter; er hat auch ein Wörtchen dabei zu sagen. Er will Wahrheit, wenigstens denkliche Wahrheit. Die Phantasie, als die Mutter aller schönen Künste, muß sich daher in ihrer Schöpferkraft immer von ihm leiten lassen. Wo etwas seinen Gesetzen, oder den Gesetzen des Vorstellungsvermögens überhaupt, entgegen dargestellt ist, da hört aller reiner Kunstgenuß auf.

„Und das Resultat, das Sie aus dem allen ziehen?“ . . .

Besteht darin, daß wir hier zu einer Steigerung des Begriffs des Schönen kommen werden. Wir können das Schöne nun so erklären: es ist

die Erscheinung des Wahren unter der Hülle des Sinnlich-Vollendeten.

„Unter dem Wahren verstehen Sie also jene erwähnte Idee, die ein Künstler in seinem Kunstprodukte darzustellen sucht?“

Ich verstehe darunter jedes freie Spiel der Phantasie überhaupt, sobald es in den Gränzen möglicher Wahrheit bleibt.

N. S. Sie sehen, mein theurer Freund! daß ich Mühe gehabt habe, mich gegen so viele muthige Gegenkämpfer durchzuwinden. Ob ich übrigens alle Zweifel — auch die Ihrigen — hinlänglich gelöst, mag dahin gestellt seyn. Wenn es indeß schwer ist, eine richtige und allgemeingültige Definition des Schönen aufzustellen, so möchte der Grund wohl vorzüglich darin liegen, daß in diesem Begriffe, oder wenigstens in dem Ausdrucke:

Schön, zu vieles sich vereiniget, was schwerlich alles unter einer Definition befaßt werden kann. Es ist meine völlige Ueberzeugung, daß das Schöne zunächst in Formen und Gestalten, in Farben, Linien und Umrissen bestehe. Wenn wir aber eine tugendhafte Handlung schön nennen, — ja! ich will von dem Schönen im moralischen Sinne ganz abstrahiren: — wenn wir die unzuübertreffende Wahrheit und Treue in manchen Darstellungen der Kunst, sey es in der Mahlerei oder Poesie, mit diesem Namen bezeichnen (und sie integriren öfterer in einem Geschmacksurtheile, als man glaubt:) so möchte ich behaupten, daß dies alles nur vermittelst eines transcendentalen Gebrauchs des Wortes „Schön" geschehe, in so fern wir es oft für irgend eine Vollkommenheit überhaupt gebrauchen. Es sollte mir nicht schwer fallen, dies mit einer Menge von Beweisen zu belegen. Doch darüber ein andermahl, oder lieber mündlich das Nähere. Es ist und bleibt aber meine innigste

Ueberzeugung, daß eine Handlung, sie sey noch so edel und tugendhaft, zwar eine sehr vollkommene Handlung, im moralischen Sinne, aber nie eigentlich eine schöne Handlung genannt werden kann.

Bern, den 7. August.

Gestern langten wir bei Zeiten hier an, denn der Weg von Langenau hieher beträgt etwa nur 6 — 7 Stunden. Nachdem man Zickenau, Oerstädt und Worb, lauter kleine Dörfer passirt hat, kommt man in eine große Ebene hinaus, in der es fast eine gute Stunde lang fort geht, bis man auf die Chaussee kömmt, die von Bern nach Thun führt. Alles umher ist reich und brillant angebaut; der Eindruck, den die Wohlhabenheit auf den Reisenden macht, die man überall in der Nähe von Bern wahrnimmt, erweckt ein ungemein heitres und erfreuendes Bild in der Seele. Schon an der Straße von Bern nach Thun, die mit hohen Linden und Kastanien besezt ist, fangen die niedlichen Landhäuser an, die Bern in der Nähe umgeben. Nachdem man auf dieser Straße eine gute Strecke fortgewandert ist, kommt man an eine kleine Vertiefung, wo die Stadt plözlich, an den Ufern der

brausenden Aar, sich dem überraschten Blicke in ihrer ganzen Schönheit darstellt. Der Weg windet sich allmählig an der Anhöhe hinab. Wahrlich! Bern ist eine der schönsten Städte der Schweitz. Die Bauart der Häuser ist imposant; die Straßen sind zum Theil sehr regelmäßig. Zwei Hauptstraßen ins besondere, die die Mitte der Stadt durchschneiden, machen sie zu einer der schönsten Städte vielleicht in Europa überhaupt. Die Außenseiten der Häuser nach den Straßen hin sind fast alle von gehauenen Quadersteinen aufgeführt, was ihr ein besonderes edles inponirendes Ansehn giebt. Unten an den Straßen laufen unter den Häusern offene Arkaden hin — die ganze Länge der Straße hinauf und hinab — innerhalb welcher man bald hier bald dort auf kleine Läden stößt, wo Bücher, Luxusartikel und andre Bedürfnisse feil sind. Einige öffentliche Gebäude, z. B. die Bibliothek, das große Kornmagazin, das Spital rc. sind in einem Stile gebaut, daß vielleicht mancher

deutscher Fürst keinen Pallast von dieser Regelmässigkeit und Schönheit aufzuweisen haben würde. Zu beiden Seiten der Straßen — der Hauptstraße wenigstens — laufen Rinnen oder Gossen hin, in welchen beständig frisches Wasser hinab fließt, was zur Erhaltung der Reinlichkeit derselben, und einer gesunden frischen Luft viel beiträgt. Eine Einrichtung, die mehr nachgeahmt zu werden verdiente. An vielen Stellen stehen über diesen gemauerten Rinnen große Fässer, welche beständig mit Wasser gefüllt seyn müssen, um im Falle eines Brandes gleich Vorrath zu haben. Auch dies ist sehr zweckmäßig.

Obgleich Bern von dem zuvor angegebenen Standpunkte etwas tiefer zu liegen scheint, so liegt es doch selbst wieder auf einer Anhöhe, die man hinankömmt, so bald man bei dem untersten östlichen Thore die Aar passirt hat. Fast auf drei Seiten wird die Stadt oder das Terrain, auf welchem sie liegt, in der Tiefe von ihr umströmt. Auf der

südlichen Seite, neben dem antiken, ehrwürdigen Münster ist ein freier ebener Platz, mit Alleen durchschnitten, und mit Ruhebänken versehen: die sogenannte berühmte Berner Terrasse, und die öffentliche Promenade der Berner eleganten Welt, besonders des Morgens zwischen 10 — 12 Uhr. Wenn man über die sie umfassende Mauer hinabblickt, so sieht man die Aar in einer Tiefe wohl von 150 Fuß dahin strömen. Man hat von hier einen entzückenden Anblick auf die Schneeberge des Berner Oberlandes. Die Jungfrau, das Wetterhorn, das Finster Aarhorn rc. stellen sich hier dem Auge, bei heiterem Himmel, ganz frei und unverhüllt dar, mit ewigem Schnee bedeckt. Der Anblick dieser hohen Schneegebürge bleibt immer groß und einzig, von welchem Punkte in der Schweitz man ihn auch genießen mag: aber mit dem Leben und der Thätigkeit einer volkreichen Stadt, die man kaum hinter sich im Rücken hat, mit der Eleganz und dem Luxus zusammen gehal-

ten, die man rund um sich her wahrnimmt, macht er einen um so eigenthümlichern Eindruck, der nicht beschrieben werden kann. Wahrlich, wenn ich irgendwo freiwilliger Bürger oder Einwohner eines Ländchens in Europa seyn möchte, so möchte ich es am liebsten in Bern seyn!

Der Kanton Bern war ehedem der größte und mächtigste in der ganzen Schweiz, als noch die Kantone Leeman und Aargau mit ihm vereinigt waren, die seit den neueren Vorgängen in diesem Lande von ihm getrennt wurden. Aber noch jetzt bleibt er immer einer der ersten und ansehnlichsten. Man berechnet, daß der ganze Kanton ehedem 235 Quadrat-Meilen Flächeninhalt hatte; seine Bevölkerung wurde nach den genauesten Zählungen auf 378,000, oder auf 406,554 Seelen angegeben, mit Einrechnung der mit Freiburg gemeinschaftlichen Distrikte. Er bestand aus 39 Vogteien, und aus vielen Städten und Aemtern, welche durch die von hier dahingeschickten Pannerherrn,

Landvögte und Schultheißen regiert wurden. Durch die neue politische Eintheilung, welche seit der Revolution in der Schweitz erfolgte, verlohr er beinahe über die Hälfte seines Umfangs und seiner Bevölkerung. Man kann demnach die gegenwärtige Bevölkerung desselben höchstens auf 180,000 — 215,000 Seelen angeben. Die gesetzgebende Gewalt hat der große Rath, der aus 195 durch die Zünfte gewählten Mitglieder besteht. Dieser versammlet sich alle halbe Jahr nur 3 — 4 Wochen lang. Ein Ausschuß von 27 Personen, welche der große Rath aus seiner Mitte wählt, bildet den kleineren Rath, welcher die vollziehende Gewalt hat. Man legte der Regierung von jeher zur Last, daß sie ein wenig stark aristokratisch sey; aber sie war ohnstreitig eine weise und patriotische Regierung, die den Vortheil und den Flor des Landes in allem aufs beste bedacht hat. Alles, was man von öffentlichen Anlagen, von Mitteln zur Verbesserung oder Verschönerung wahrnimmt,

ist, möchte ich sagen, in einem hohen Stile angeordnet. Oeffentliche Gebäude, Heerstraßen, Brücken u. dergl. zeichnen sich durch eine Magnifizenz aus, die dem Reisenden, wie ein Reisender sich ausdrückt, Respekt vor der Berner Regierung einflößt. Daß die Berner bei alledem gute Oekonomen waren, erhellet daraus, daß sie vor der Revolution gegen 6 Millionen bei verschiedenen auswärtigen Mächten, als England, Sachsen, Dännemark, Sardinien ꝛc. ausstehen hatten. In den öffentlichen Stiftungen der Hauptstadt herrscht ein liberaler Geist, Ordnung und Geschmack. In dem schönen und prächtigen Spitalgebäude erhalten alle die nicht bezahlen können, freie Kur und Pflege, von welcher Religion sie seyn mögen; müde Wanderer erhalten Logis und Erquickung, und einen Reisepfennig auf den Weg. Bern selbst zählt zwischen 13000 — 14000 Einwohner. Die herrschende Religion im Kanton Bern ist die reformirte.

Bern, den 8. August.

Heute erlebten wir hier einen sonderbaren Vorfall, der unsere liebenswürdige Freundinn fast ganz, wie man sagt, aus ihrem Konzepte gebracht und sie sehr erschüttert hat. Doch ich will Ihnen das in der Ordnung erzählen.

Wir hatten früh eine Promenade auf der Abendseite der Stadt, vor dem ** Thore gemacht, wo es einige sehenswerthe Anlagen giebt, und kehrten um 11 Uhr nach der Terrasse zurück, um uns dort noch etwas zu ergehen, als auf einmahl um die Ecke einer Straße — denken Sie sich unser Erstaunen! — Der Herr Legationsrath, ihr Gemahl, am Arme einer brillanten, hier aber eben nicht am besten berüchtigten Schönen einher schritt. Sonderbarer hat mich selbst seit langer Zeit etwas nicht überrascht. Er lebt schon, wie wir diesen Mittag erfuhren, mit ihr seit 8 — 9 Wochen hier. Sie giebt sich für eine Baronesse B** aus, deren Mann

in französischen Diensten sey. Man weiß aber, daß sie eine Aktrize vom Straßb. Theater ist, wo sie schon einen reichen französischen Kaufmann zu Grunde richtete. Den Eindruck, den diese unvermuthete Erscheinung auf Beate machte, werden Sie sich leicht selbst vorstellen. Auch er entfärbte sich bei ihrem Anblicke plötzlich, und nur wie in einem Momente; faßte sich aber bald wieder, und setzte seinen Weg nach dem vor ihm liegenden Ziele fort, ohne weiter zu thun, als ob er uns kenne. Beate war um keinen Preis mehr zu bewegen, uns auf die Promenade zu folgen, und ich begleitete sie mit ihrer Schwester in den Gasthof zurück. Herr von Riena war schon früh ausgegangen, um in der Stadt einige Besuche zu machen, und war also nicht von unserer Parthie.

„Was denken Sie davon?“ sagte sie, als wir auf ihrem Zimmer angekommen waren, indem sie sich, kaum noch zu sich selbst gekommen von dem Eindrucke der ersten Ueberraschung, und zugleich aufs empfind-

lichste gereizt, auf ein Kanape niederwarf. „Sollte man nicht glauben, der Himmel habe mir den Gedanken dieser Reise zu meiner Strafe eingegeben?“ — Was konnte ich ihr antworten? Es mag nicht angenehm seyn, das Bild eines Undankbaren sich so lebhaft vergegenwärtigt zu sehen, und ich selbst mache mir izt beinahe Vorwürfe darüber, sie zu dieser Reise verleitet zu haben. Um mich mit aus der Verlegenheit zu ziehen, suchte ich ihr die Sache von einer leichteren Seite darzustellen. Das Beste wird seyn, sagte ich, wenn Sie von seinem Hierseyn gar keine Notiz nehmen, und wie er, die Unbefangene machen. — „Unmöglich!“ sagte sie: „ich bleibe keinen Tag länger in Bern; die Luft wird mir hier enger.“ Sie sagte das mit so viel Affekt, daß keine Aussicht war, sie zu andern Gesinnungen zurück zu bringen. „Und wohin wollen Sie denn reisen?“ fragte ich: „doch nicht gleich nach Luzern wieder zurück kehren?“ — „Das ist mir eins! Aber hier bleibe ich nicht mehr.

Indem trat auch Ruhberg herein, den wir, um ihren Mann noch etwas länger zu beobachten, zurück gelassen hatten, und die Nachrichten, die er uns überbrachte, waren eben so wenig geeignet, ihren Entschluß in dieser Hinsicht zu ändern. Die Urtheile, die er öffentlich auf der Promenade von dem Herrn von R** fällen hörte, waren, wie Sie denken können, nicht sehr zu seinem Vortheile. Man nimmt ihm seine Verbindung und seinen vertrauten Umgang mit einer Aventürière hier um so mehr übel, da der Name von R** hier sonst ein geachteter Name ist. Ja beide beobachten so wenig das Dekorum, daß sie sogar in Einem öffentlichen Gasthofe zusammen wohnen.

Um Beate zu zerstreuen — denn, aufrichtig gesagt, sie verdient es, daß man sich ihr etwas aufopfert — machten wir diesen Nachmittag einen Besuch bei einer Berner Familie außerhalb der

Stadt,

Stadt, eine halbe Stunde von hier. Die Frau des Hauses ist ursprünglich eine Deutsche; eine junge geistreiche, und in jedem Betracht liebenswürdige Frau. Wir hatten von hier eine der schönsten und freiesten Aussichten auf die Schneeberge im Oberlande, jenseits des Thals, von Lauterbrunnen. Beate mit ihrer kindlichen, mit ihrer reinen und empfänglichen Seele, so sehr die Verstimmung vom Morgen in ihrem Gemüthe obwaltete, konnte nicht umhin, sich des Anblicks von neuem zu freuen. Wie natürlich, kam auch die Rede auf das schöne Thal selbst, denn gewöhnlich ist es das erste, daß man den Fremden hier fragt, ob man es gesehen habe; und seine Reitze wurden von dem gastfreien Hausherrn und der kundigen Hauswirthin sehr gepriesen Beate und ihre Schwester Luzilie sahen es noch eben so wenig, wie wir übrigen. Dies veranlaßte uns bei'm Nachhausegehn zur Verabredung eines Plans, der alle Theile

zufrieden gestellt hat. Beate will nicht mehr bleiben? — Wohlan! wir reisen morgen über Thun und Unterseven nach Lauterbrunnen: wir viere nehmlich, Beate, ihre Schwester Luzilie, Ruhberg und ich. In Thun, auf der Rückreise, trennen wir uns. Beate und ihre Schwester kehrt von da nach Luzern zurück; Herr von Reb'na, den Geschäfte hier zurückhalten, und der also nicht mit uns geht, wird um die Zeit in Thun eintreffen, um die beiden Frauenzimmer abzuhohlen, und wieder nach Luzern zu begleiten. Mich rufen Verhältnisse wieder nach Bern. Nach 3 — 4 Tagen werde ich wieder hieher zurückkehren, um dann von hier den Bieler-See und die Peters-Insel zu besuchen, Rousseau's unsterblichen Aufenthalt; — unsterblich, denn er hat sie unsterblich gemacht. Was Ruhberg alsdann machen wird, bleibt dahin gestellt. — Sprinkhagen ist gar nicht mehr von unserer Gesellschaft; er hat sich, seit wir in Bern angekommen sind, ganz von uns getrennt, und geht seinen eigenen

Verbindungen nach. Dies ist auch weiter kein Verlust für uns. Wie ich höre, will er von hier nach Lusanne und Genf gehn.

Bern, den 9. August, früh.

Erst in einer halben Stunde reisen wir von hier ab. Ich benutze also diesen freien Augenblick, bis der Wagen kommt, Ihnen noch einiges über Bern und seine Lage im Allgemeinen mitzutheilen, um so mein Versprechen, das ich Ihnen gab, Ihnen von allem, was mich in der Schweitz in einem vorzüglichen Grade anziehen oder interessiren würde, Nachricht zu geben, desto gewissenhafter zu erfüllen. Zuweilen ist es mir wie ein Traum, wenn ich mir vorstelle, daß ich nun das schöne und reizende Land so durchstreife, das schon von früher Jugend an das Ideal meiner Sehnsucht war. Es macht uns eine eigene Empfindung, nach langen Jahren sich endlich am Ziele eines lang' gehegten Wunsches zu sehn. — Nur Geduld! Alles ist möglich, wenn man mit Beharrlichkeit nach etwas strebt. Träume und Pläne, die man nicht gleich realisiren kann, realisiren sich oft nach Jahren erst: und sind wir

endlich am gewünschten Ziele, so ist es uns auf Augenblicke, als ob wir plötzlich wieder in die Zeiten zurückversezt wären, wo sie zuerst in der Seele empfangen und gebohren wurden. — So knüpft sich zwischen Vergangenheit und Gegenwart in unserer Seele das unsichtbare Band, aus welchem erst die volle Harmonie in einem Menschenleben entspringt.

Der Eingang klingt feyerlich, werden Sie sagen? Auch ist es in diesem Augenblicke mein Gefühl. Die Sonne scheint mild und freundlich in die weite Welt hinein; die Luft ist so heiter, so still und rein: alles verspricht uns den schönsten Tag und die schönste Fahrt. Es ist ein Gefühl in meiner Seele, dem gleich, wenn man sagt: man möchte alle Menschen glücklicher sehen. Warum können es nicht alle seyn? Warum reis't Beate nicht mit eben so leichtem Sinne, und nicht eben so heiter und zufrieden von hier, wie ich?.. Die

hohen Schneeberge im südlichen Oberlande winken feyerlich hinüber, und der Gedanke beschäftigt mich lebhaft, daß wir nun bald in ihrer Nähe die großen Reitze und die Schönheiten bewundern werden, die die Natur hier in engen stillen Thälern eingeschlossen haben soll. Wo man sich auch in Bern, oder in der Nähe Berns befinden möge, überall hat man sie im Auge, wenn es ein heiterer reiner Tag ist, ob es gleich von hier bis zu ihnen wenigstens 14 — 15 Stunden sind. Sie sind es, die der Lage Berns ein Haupt-Relief geben, daß ich diese Lage um dieser Einfassung willen vor allen andern eine majestätische Lage nennen möchte. Groß und herrlich stehn sie da, wie die unzertrümmerlichen, ewigen Stützen des Himmels, das beschneite Haupt hoch in den Lüften. Das schönste Schauspiel aber bleibt von hier aus, sie in der Beleuchtung der Abendsonne zu sehen, und dieses Schauspiel genießt man, möchte ich sagen, nirgends so rein und so bequem, wie hier, wenn man gemächlich dabei auf

einer Bank sitzen, und es betrachten kann, wie dies z. B. von der Terrasse aus der Fall ist. Es ist ein unbeschreiblicher Anblick — und er bleibt mir immer neu, so oft ich ihn auch schon sah, — wenn die Strahlen der untergehenden Sonne den Kranz von Rosenlicht um sie anzünden; und wenn, während die Seiten der Berge allmählig von der Nacht bedeckt werden, das Rosenlicht immer höher aufwärts steigt, bis zur höchsten Spitze des Gipfels, um welche es noch eine Zeitlang wie eine Feuerflocke schwebt, bis mit dem gänzlichen Verschwinden der Sonne auch diese Lampen des Himmels erlöschen, und die Welt nun der Dunkelheit und der Ruhe — dem Bilde des Todes — dahin gegeben ist.

Bern, den 12. August.

Unsere Reise in das Lauterbrunner Thal, am Fuße der Jungfrau, ist nun zurückgelegt. Den ersten Tag fuhren wir früh bis Thun, am Thuner-See, 5 — 6 Stunden von hier. Dort schifften wir uns nach dem Essen ein und steuerten nach Unterseeven oder Unterseen, 4 Stunden weiter am See hinab gelegen; von hier bis Lauterbrunnen hat man noch 3 Stunden. Die Fahrt über den See war heiter und angenehm. Die Ufer desselben haben nicht den lachenden Reitz, wie z. B. die des Zürcher-See's; sie haben aber einen eigenen romantischen Charakter. Ueberhaupt hat der See etwas Enges und Eingeschlossenes; die Bergmassen drängen sich hier mehr zusammen, und starren zum Theil wild empor. Rechts steht am See der erhabene dunkle Niesen, fast dreigespizt, wie eine Pyramide, den man immer im Auge hat. Die Jungfrau, die beiden Eiger ꝛc. treten hinter an-

dern Hügeln und Erhöhungen südlicher, oder ganz im Hintergrunde hervor, und es ist auffallend, wie sie, die von Bern aus so hoch erhaben, so alles überragend sich darstellen, hier so niedrig erscheinen. Kaum sieht man, möchte ich sagen, die Spitzen im Hintergrunde hervorragen. Dies machte auf uns eine ganz eigene Würkung. Wir ließen uns aber dadurch nicht irre machen, denn es ist sehr erklärlich, warum es so ist. Diese Berge kamen uns jetzt in ihrer anscheinenden Niedrigkeit wie die verschleierte Majestät des Gottes vor, der, um durch den Schimmer seiner Glorie die ihm nahe tretenden nicht zu blenden, in der bescheidenen Hülle der Demuth erscheint.

Von Unterseen nach Lauterbrun wird der Weg noch wilder und romantischer, denn man kommt nun zum Theil zwischen die Bergmassen hinein, die wir vorher vom See aus sich im Hintergrunde desselben zusammen lagern sahen. Wir reis'ten

zwischen Gebürgen fort, deren schneeigtes Haupt sich in die Wolken zu erheben schien, während der niedere Theil derselben uns das Bild der Fruchtbarkeit und des Segens darbot. Wilde, schroffe, überhängende Felsen, über deren Gipfel der Adler schwebte, schienen jeden Augenblick den Einsturz zu dräu'n. Neben uns schäumte über abgerissene Felsenblöcke, die in ihrem Bette sich angesammlet hatten, die brausende Lütschina mit einem solchen Getöse dahin, daß einem fast Hören und Sehen vergieng. So kamen wir über Zweilütschinen nach Lauterbrunnen, wo wir zu Nacht blieben.

Das eng eingeschlossene Thal von Lauterbrunnen verdient den Ruf, in dem es seiner Reitze wegen ist, mit Recht. Es stellt eine wahrhaft idyllische Parthie dar, wie sie sich ein Schäfer, d. h. ein solcher, wie man sie gewöhnlich in Romanen findet, nur immer wünschen möchte. Die umgebenden Berge ragen in solcher Höhe empor, daß erst um 8 Uhr in dieser Jahreszeit die Sonne sich in

in demselben zu zeigen anfängt. Vor Stürmen vom Norden und Süden her ist es also ziemlich gesichert, und dadurch wie zum Asyl geschaffen. Dazu das frische Grün der Wiesen, die lieblich zerstreuten Häuser oder Hütten, der grüne Anflug der Niederungen der Gebürge: wie mahlerisch kontrastirt dies alles mit den hohen nackten Häuptern der Berge, die nur in ewigen Schnee gehüllt sich dem Blicke darstellen! Oben ist ewiger Winter, und unten scheint ewiger Frühling zu seyn. — Wir waren den andern Morgen schon um 7 Uhr draußen, um dem berühmtem Staubbache unsern Besuch abzulegen. Noch war das Thal mit einem leichten Nebel oder Dampfe angefüllt, der von dem Schaume der sich herabstürzenden Fluth gebildet worden zu seyn schien. Der Boden umher war ganz schlüpfrig, als wir uns näherten. Könnte ich Ihnen das Entzücken mahlen, das wir empfanden, als wir nun vor ihm dastanden und ihn sahn, wie er über 900 Fuß fast von einer senkrechten Höhe, wie ein

langes Silberband, plätschernd und in unzähligen Staub sich auflösend, hinunterstürzt! Nur ein einziges Mahl wird er von einem etwas hervorragenden Felsen unterbrochen. Immer gleich, immer harmonisch in seinem Falle, ruhig und majestätisch wälzt er seine Staubwolken, wie in gewölbten Bogen, von einer unermeßlichen Höhe herab. Um 8 Uhr brachen endlich über die Höhen der angränzenden Berge die ersten Sonnenstrahlen herein, und fielen grade auf den Fall; und nun stand der schönste Regenbogen wie ein breiter Ring, wie ein goldenes und rubinenes Thor, vor ihm und über ihm ausgebreitet da. Beate und Luzilie brachen in einen lauten Ausruf des freudigen Erstaunens aus. Jemehr wir uns näherten, jemehr senkte sich der Bogen, bis er zuletzt mit seinen äußersten Enden den Boden berührte, und auf dem Grase strahlte. Endlich schien die ganze herabstürzende Masse des Falls im frühen Morgenlichte wie versilbert, und tausend Diamanten, d. h. eben so

viele, als der Wasserstaub Funken umher streute, schimmerten und schwammen vor unserm Blicke.

Nachdem wir dieses Anblicks eine Zeitlang genossen hatten, entfernten wir uns, und ließen uns seitwärts auf einer kleinen Anhöhe nieder, wo wir den Fall grade im Gesichte hatten, um seiner noch länger zu genießen. Der Nebel hatte sich ganz verzogen; im lieblichsten und heitersten Morgenschimmer lag das Thal da. Tiefer im Hintergrunde ragten das Jungfrauhorn und die Spitze des Breithorns, in ihrer Hülle von ewigem Eise glänzend, hervor. Wie feyerlich stand hier vor allem die pyramidalische Jungfrau da, die ihr reines stilles Haupt, keusch, wie sie ist — von keiner niederen Erdenlast gedrückt, von keinem Schmutze der Sinnenwelt befleckt, von lichter Glorie umkleidet, in den Himmel zu erheben schien! Ihre Nähe ergriff gewaltig das Herz; besonders äußerte Fräulein Luzilie, die schon von Bern aus um ihres Namens

willen eine große Vorliebe für sie gefaßt hatte, viel zu ihrem Lobe. Das Große und Hohe, das Liebliche und Reizende, findet sich hier auf eine Art vereinigt, wie ich es sonst selten irgendwo sah. Ruhberg nahm einen flüchtigen aber getreuen Umriß des ganzen Thales auf; mit vieler Sorgfalt zeichnete er besonders eine kleine Hütte hinein, die an einer Felsenwand angelehnt stand, und die er (was sie in der Natur nicht hat) mit ein paar Bänken und mit einigen Pappeln und einem Ahorn umgab, der ihr Dach mit seinen breiten Aesten beschattete. Beate, die ihm während des Zeichnens in das Blatt hineinschaute, bemerkte es, und fragte ihn nach der Ursache. Ich denke mir hier, sagte er, die Scene zu einem der lieblichsten und schönsten Gedichte, das mir vor einiger Zeit ein Freund mittheilte. Hieher — kommt es mir vor — hieher, oder nirgends, muß der Schauplatz verlegt werden. Zu einer bleibenden Erinnerung des Eindrucks, den das kleine Gedicht schon da-

mahls auf mich machte, und der sich mir hier so lebhaft wieder erneuerte, zeichnete ich mir dieses Häuschen dahin.

„Und dieses kleine Gedicht“ sagte Beate: „darf man es nicht wissen? Wollen Sie es uns nicht auch mittheilen?“

Ruhberg rezitirte es uns darauf folgendermaßen:

Der Glückliche.

Im dunklen Hain, am frischen Quell
Hab' ich ein Hüttchen gebaut;
Das Bächlein rauscht so silberhell
Das Wäldchen schattet so traut.
Von allem Tand geschieden,
In stiller, süßer Ruh',
Seh' ich mit innerm Frieden
Dem Rausch der Wellen zu.

Ans Hüttchen gränzt ein Gärtchen an,
Da hat auf duftendem Beet

Mein schönes Liebchen Majoran,
Und bunte Blumen gesä't.
Ach! Kinder ihrer Pflege,
Ach! blüht so schön, wie sie!
Ihr Blümchen auf dem Wege
Des Lebens, welkt uns nie!

Zwölf Schafe mit den Lämmern gehn
Zur Weid' am rauschenden Quell: —
Wie ist mein Lieblingslämmchen schön!
Wie klingt sein Glöckchen so hell!
Bei dir, du kleine Heerde,
Bei meinem Hirtenstab,
Vergeß' ich, was die Erde
Mir sonst für Kummer gab!

Wenn früh die erste Lerche singt,
Wer hört sie froher, als ich?
Mein Liebchen küßt mich wach, und schlingt
Ihr seidenes Aermchen um mich.

Beglückt, wen schon am Morgen
Dein Mund, o Liebe, küßt!
Wer in der Welt voll Sorgen
Durch Liebe glücklich ist!

Bei Arbeit und bei Mäßigkeit
Fliehn meine Stunden dahin;
Im Hüttchen wohnt Zufriedenheit,
Bei Liebchen fröhlicher Sinn.
O Einfalt gold'ner Zeiten,
Du machst das Leben süß,
Führst uns zu Seeligkeiten,
Giebst uns ein Paradies!

Wenn Abends sich der Schatten dehnt,
Das Lüftchen leiser sich regt,
Horch' ich, an Liebchens Brust gelehnt,
Wie schön die Nachtigall schlägt.
Sey, Abend meiner Tage,

Ach sey mir einst so schön!
So will ich ohne Klage
Zu meiner Heimath gehn.

Luzilie horchte unverwandt dem schönen Liedchen zu, und ich möchte behaupten, daß sie es ist, auf die es, nach Ruhberg selbst, den *meisten* Eindruck machte; doch schwieg sie, und sagte kein Wörtchen.

Als wir uns in dem Thale genug umgesehen hatten, kehrten wir wieder nach Lauterbrunnen, und von da unter Begleitung unsers Botens nach Untersseen zurück, wo wir um 1 Uhr noch zu Mittag speißten. Von dort fuhren wir nach dem Essen über den See wieder nach Thun, wo wir um 6 — 7 Uhr des Nachmittags anlangten. Herr von Reb'na kam erst spät an. Wir brachten hier noch einen ziemlich frohen Abend zusammen zu, und trennten uns gestern Morgen um 8 Uhr. — Ich habe den beiden Frauenzimmern versprochen, vom Bieler-

See aus, oder eigentlich von Solothurn aus, wohin ich von da gehe, wieder nach Luzern zurückzukehren, um sie dort zu einer neuen kleinen Wanderung abzuhohlen, die wir von da über Einsiedeln und Zürich nach Konstanz machen werden, wohin sie für einen Theil des Sommers zu gehen gedenken, um dort eine Freundin zu besuchen. So knüpft sich also an den einen Reiseplan, wie Sie sehen, immer ein anderer an. Kann man das Leben in der Schweitz besser genießen, als sie so in verschiedenen Richtungen zu durchstreifen? Ruhberg und ich, nachdem wir uns in Thun getrennt, kehrten allein wieder hieher zurück.

Die Lage Thuns am obern Theile des See's, der sich südlich zwischen hohe und enge zusammen gelagerte Gebürge hinab zieht, hat viel Reitzendes, obgleich das Städtchen an sich unansehnlich ist. Wilde und hohe Bergparthien, und liebliche

grüne Wiesen und Weiden, durch welche die Aar dahin fließt, die sich hier aus dem See ergießt, wechseln mit einander ab. Tiefer am See hinab, gleichsam in der Mitte desselben, auf einer Art von Landzunge, liegt ein angenehmer ländlicher Wohnsitz, die Chaddau genannt, der eine besonders schöne Lage hat.

Bern, den 14. August.

Noch einen Tag werde ich hier zubringen, nehmlich den morgenden, und dann Bern wieder verlassen. Ungern verlasse ich es, denn es lebt sich hier in jeder Rücksicht sehr angenehm. Ich sitze hier wie im Mittelpunkte der Schweitz, und lasse noch einmahl alle Eindrücke, die ich in diesem durch seine Naturschönheiten, durch seine Geschichte und durch seine Menschen merkwürdigen Lande empfieng, an meiner Seele vorübergehen. Billig sollte ich Ihnen jezt auch über die Art, wie mir diese Menschen bisher erschienen, über ihre Sitten u. s. w. nachdem ich Sie nun zum Theil von den Naturschönheiten des Landes hinlänglich unterhielt, etwas mittheilen. Allein aufrichtig gesagt: ist es einem Fremden, der kaum erst 14 Tage in demselben sich aufhielt, wohl möglich, etwas genügendes oder etwas erschöpfendes darüber zu sagen? Freilich entscheidet der erste Blick in man-

chen Fällen viel, wie ich oft auf meinen sonstigen Reisen zu bemerken Gelegenheit hatte: allein dieser erste Blick, wenn es nur ein solcher ist, geht doch nicht ins Detail ein, und erstreckt sich immer nur wieder über das Allgemeine. Eine Erfahrung, oder vielmehr Beobachtung machte ich indeß, die ich immer nach meiner ganzen Ueberzeugung zu unterschreiben bereit bin, und die nichts bei mir wieder vernichten kann: daß die so oft gerühmte Schweitzer Einfalt und Biederkeit nicht in dem Grade in der Schweitz mehr zu Hause ist, wie man auswärts, durch romantische Träume verführt, zu glauben geneigt seyn möchte. In den Hochgebürgen der Schweitz, oder unter den eigentlichen Hirtenvölkern derselben (wohin Uri, Unterwalden, ein Theil des Appenzeller Landes u. s. w. gehören) soll diese zwar sich noch ziemlich häufig finden; allein in Rücksicht des platten Landes oder der vorderen Kantons, die mehr oder weniger an Deutschland und Frankreich gränzen, verstehen die

Leute ihren Vortheil so gut, wie anderwärts; ja! suchen ihn zuweilen mit einem vielleicht zu weit getriebenen Interesse. Auch dieses friedliche stille Land blieb also von den Einwürkungen des neueren Zeitgeistes nicht frei, den man mit dem Allgemein-Namen: Egoismus bezeichnen kann, und der unausbleiblich früher oder später jeden Staat auflösen muß.

Eine zweite Bemerkung, die ich gemacht habe, und die, wenn nicht mit dieser ersteren in unmittelbarer Berührung, doch mit ihr in derselben Kategorie steht, ist die große Gleichgültigkeit, die ich bei vielen Einwohnern, und selbst oft bei den gebildetsten Männern fand, wenn von der gegenwärtigen Lage der Schweitz, ihren Aussichten in Betreff der Zukunft rc. die Rede war. Sie wissen, daß man in neueren Zeiten ziemlich häufig das Gerücht verbreitet hat, daß die Schweitz wahrscheinlich noch eine monarchische Verfassung be-

kommen werde: — ein Gerücht, das auch bis jezt noch nicht ganz verstummt ist — Den Schweitzern selbst sind die Gerüchte, die in dieser Hinsicht bisher umher liefen, nicht unbekannt; sehr viele aber, die ich darüber sprach, äußerten sich mit einer Lauheit deshalb, als ob der Verlust ihrer republikanischen Verfassung nicht eben unter die größten unwiederbringlich verlohrnen Güter gehören würde. Ist dies Unmuth und Verdrossenheit, oder Resignation und Hoffnungslosigkeit (wenn ich mich so ausdrücken darf) in einem Lande, welches in neuerer Zeit durch innere Faktionen eben so zerrissen wurde, wie manche andere, alles wieder auf den alten Fuß zu bringen? Zur Ehre der Schweitzer will ich das leztere glauben. Es ist und bleibt aber immer traurig für ein Land, wenn ein solcher Geist des Indifferentismus über etwas, was Jedem das Heiligste seyn sollte, er entspringe aus welcher Quelle er wolle, in den Gemüthern herrschend wird.

Diejenigen Kantone, die für die reinsten demo-

kratischen gelten, und dafür reputirt sind, die wärmsten Anhänger und Vertheidiger der alten eidgenössischen Verfassung zu haben, sind die kleineren Kantone, Zug, Uri, Unterwalden, Schwytz, und zum Theil auch Appenzell ꝛc.; mit einem Worte, diejenigen, welche am meisten auf den hohen Gebürgen, oder in die Gebürge hinein liegen, und deren Bewohner meist Hirten sind. Diese Hirtenvölker sind, nach dem Urtheile Aller, die interessantesten der Schweitz. Auch sind sie es, die sich bei den Sitten ihrer Vorfahren, wie ich schon erwähnte, am längsten erhalten haben. Arm und zufrieden regieren sie den kleinen Staat, der ihre Gränzen umschreibt; an keine großen Bedürfnisse gewöhnt, — gewohnt, ihren Unterhalt mit unsäglicher Mühe den nackten, aber mit Alpenkräutern reich bewachsenen Bergen, und den unfruchtbaren und kahlen Felsen abzuringen, gewinnen sie die Natur lieb, die ihre beständige Gesellschafterin, und schon von Kindheit an ihre Vertraute war. —

Daher das starke Heimweh im Auslande, von dem wir Andern kaum einen Begriff haben. — Ihr Dichten und Streben geht nicht auf Ehrgeitz und nicht nach großen Gütern aus, (ein Streben, das uns Uebrigen oft die Welt zu klein erscheinen läßt;) die erhabene Natur, die ihre Freiheit, ihre Habe, sie und ihre Kinder schüzt, giebt ihnen mehr, als was draußen in der weiten Welt, jenseits ihrer Berge, zu hohlen und zu suchen ist. Sterben sie, so nimmt ein Grab auf einem kleinen ländlichen Kirchhofe, im Schatten eines alten Nußbaumes oder einer Linde sie auf, und auf ihren Grabstein kann man die Worte des Dichters setzen: „Plus habet hic vitae, plus habet ille viae.“ *)

Wollte man ein ganz vollkommenes und vollständiges Gemählde des Charakters und der Sitten des Schweitzervolkes entwerfen, so müßte man,

*) Der hatte mehr Wegs zurück zu legen; dieser lebte mehr.

Claudian.

meiner Meinung nach, vorzüglich die verschiedenen Spiele und andere Gebräuche, die in jedem Kantone üblich sind, aufsuchen, und mit ihrer Darstellung sich beschäftigen. Man kann behaupten, daß in diesen der wahre Nationalcharakter eines Volks sich immer am längsten bewährt. Eine besondere Sitte der Art, von der uns unser Führer auf unserer Reise nach Lauterbrunn viel erzählte, und von der in der ganzen Schweitz viel gesprochen wird, ist der sogenannte Kiltgang, worunter man die eigenthümliche Art zu freyen versteht, die unter den jungen Leuten in allen Gebürgsgegenden der Schweitz, besonders aber im Berner Oberlande üblich ist. Der Liebhaber besucht seine Schöne zur Nachtzeit, wenn die Eltern derselben zu Bette gegangen sind. Er steigt auf einer Leiter zu ihrem Fenster herauf, und klopft leise an den Laden; leise öffnet sich dieser. Ist er in der Gunst des Mädchens schon ziemlich vorangerückt, so wird er in das Kämmerchen herein gelassen; wo nicht, so

darf er höchstens draußen auf der Leiter ihr seine verliebten Klagen ausschütten. Ist sie seiner müde, oder will sie, daß er sich wegbegeben soll, so reicht sie ihm ein Glas gebranntes Wasser, das er auf ihre Gesundheit ausleeren muß, worauf er sich dann entfernt. Läßt ihn aber das Mädchen herein, welches gewöhnlich geschieht, so setzen sie sich in dem Zimmerchen auf eine Bank zusammen und schwätzen traulich mit einander. Das Mädchen bewirthet ihn mit Brantewein, mit Kuchen, Aepfeln, und was sie sonst hat. Endlich zieht der Liebhaber seine Oberkleider und seine Schuhe aus; die Geliebte ist nur in einem leichten Unterröckchen, und so gehen sie zusammen . . . zu Bette.

Man hat selten Beispiele davon, daß aus dieser engen Vertraulichkeit die Unordnungen entstanden wären, die man vielleicht voraus sezt. Die Eltern selbst, wenn sie auch vielleicht vermuthen könnten, daß ihre Tochter ihren Liebhaber bei sich

habe, stöhren sie in ihrem Thun und Wesen nicht, weil es so Sitte ist, weil sie es wahrscheinlich eben so gemacht, und weil man noch nie Beispiele hatte, daß ein Mädchen, nach dem die Bekanntschaft bis zu diesem Grade gediehen war, von ihrem Liebhaber verlassen worden. Oft gehn, nach der Versicherung glaubwürdiger Personen, die über diese Sitte sich Aufklärung zu verschaffen suchten, mehrere Monate hin, ehe Amor ein solches Paar genauer verbindet; geschieht dieses, und wird das Mädchen schwanger, so werden Anstalten zur Hochzeit gemacht, und Hymen verbindet nun die am Altare, die die Liebe auf diese Art schon längst vereinigt hatte.

Noch könnte ich Ihnen manches über die Sitten und den Charakter der Einwohner der Schweitz mittheilen, was ich theils selbst bemerkte, theils mir von gut unterrichteten Personen, die die Schweitz genau kennen, erzählen ließ. Doch es

sey für den Raum dieses Briefes genug. In meinem nächsten Briefe werde ich Ihnen noch ein kleines Gedicht in der Schweitzer Mundart beilegen, woraus Sie auch diese etwas näher werden kennen lernen. Personen, die sich lange in Schwaben aufhielten, fällt sie nicht so sehr auf, weil zwischen den Mundarten in beiden Ländern schon eine große Verwandtschaft ist. *) Einem Nordländer, der von da unmittelbar nach der Schweitz käme, und der nur an das reine Deutsch gewöhnt ist, würde sie zum Theil ganz unverständlich seyn.

Ich gehe übermorgen von hier, wie ich schon erwähnte, grade nach dem Bieler-See. Ruhberg, der mit mir wieder von Thun hieher zurück gekehrt ist, will ebenfalls die Reise mit mir dahin machen;

---

*) Doch sagt der Schwabe nie: ick sin g'sy, (ich bin gewesen) sondern: i bin gewå. Aetti heißt in der Schweitz: der Vater; der Schwabe sagt: Ette. 2c.

und vielleicht kehrt er selbst von da mit mir wieder nach Luzern, und so über Zürich und Constanz nach Deutschland zurück.

N. S. Noch muß ich Ihnen sagen, daß ich heute früh einen Besuch von dem Herrn Legationsrathe empfieng, der meine Wieder-Ankunft hier erfahren hatte. — Von seiner Frau kein Wort, weil er wahrscheinlich voraussezte, daß ich alles schon von ihr erfahren habe. — Nur eine Frage, die er nicht unterdrücken konnte, und die mir auffiel, war die: ob Herr von Reb'na, den er hier gesehen hatte, in meiner Gesellschaft mit hieher gekommen, und wie er überhaupt zu uns gekommen sey? — Ich sagte ihm, daß er jezt in Luzern wohne, worüber er verwundert schien. Er scheint eine wahre Erbitterung gegen ihn im Herzen zu hegen. Sollte man nicht daraus schließen, daß er immer noch einige Liebe zu Beaten empfinde?

Uebrigens that er so aimabel und so artig, daß

man ihm immer halb wieder verzeihen muß, wenn man ihn hört und spricht, so groß auch oft seine Inkonsequenzen waren, und so groß besonders auch sein leztes Unrecht gegen Beaten ist. Sie kennen ja seine Art und Weise! Unstät, wie er ist, spiegelt sein lebhafter, flüchtiger Geist, *ihm immer* eine Welt von Genüssen vor, denen zu entsagen, ihm äußerst schwer dünkt. Niemand war wohl je weniger zum beschränkten und einfachen häuslichen Leben geschaffen, als er. So trennte er schnell ein zartes Band, das leider nicht durch gegenseitige geprüfte Sympathie geknüpft wurde, sondern, durch beiderseitige Schönheit verführt, das Werk eines berauschten jugendlichen Moments war — und also nie hätte geknüpft werden sollen.

Rid-

Niddau, den 17. August.

Gestern um Mittag reis'te ich von Bern wieder ab, und bin nach einer Streiferei über die Peters-Insel und um die Ufer des Bieler-See's mit Ruhberg, der mich begleitet, heute Abend hier in Niddau angekommen, ein kleines Städtchen am östlichsten Ende des See's, auf dem Wege nach Solothurn (oder auch nach Basel, wenn man will.)

Der Bieler-See liegt von Bern gute 6 Stunden entfernt, und noch im Kanton Bern selbst, am Fuße des Jura's, oder vielmehr am Fuße eines langen Bergrückens, der am nördlichen Ufer des See's sich hinzieht, und einen Vorsprung des Jura's bildet, als welcher die Schweiß von Frankreich scheidet. Die untere abhängige Seite dieses Berges ist bis zu einer gewissen Höhe, den ganzen See entlang, mit Reben bepflanzt; einige wenige Stellen ausgenommen, die als schroffe Felsenklip-

pen hervor treten, und höchstens mit dunklen Tannen bewachsen sind. Mit derselben Baumgattung sind auch die höheren Seiten des Berges und der ganze hohe Gipfel desselben bedeckt. Dies giebt den Ufern des See's auf dieser Seite, troz der fleißigen Rebenkultur in der Tiefe, *etwas einförmiges* und melankolisches. Die Ufer auf der entgegengesezten südlichen Seite, nach Bern hin, sind zum Theil flach, oder doch nur mit mäßigen Anhöhen, die in einiger Ferne sich erst *hinlagern*, umgeben. Wenn man auf dem Wege von Bern nach dem Bieler See, ohngefähr noch eine Stunde von diesem entfernt, auf dem Rücken dieser Anhöhen ankömmt, so genießt man einer schönen Aussicht rückwärts auf die Schneeberge im Berner Oberlande, und vorwärts gegen die Gipfel des Jura hin zugleich. — Der Nachmittag war in der Nähe des See's, am Jura hin stürmisch, obgleich gegen Bern hin die Landschaft im schönsten Sonnenschimmer lag. Der Wind jagte häufiges dichtes Nebel-

gewölk an den Seiten des Berges vorüber: dann aber trat oft plötzlich ein heller Sonnenschein aus dem Gewölke hervor, und zeigte die ganze Gegend im reizendsten Lichte.

Der ganze Bieler-See mag etwa 4 Stunden lang seyn, und ein bis anderthalb Stunden breit. Die Peters-Insel, die durch Rousseau's Aufenthalt auf derselben so berühmt geworden ist, liegt fast in der Mitte desselben, doch mehr gegen das untere abendliche Ufer hinab. Die bedeutendsten Oerter an den Ufern dieses See's sind: Niddau, Biel, Erlach und Neustadt. Neustadt liegt auf der nord-westlichen Seite des See's, gegen das Fürstenthum Neufchatel zu, und nur 3 Stunden von Neufchatel selbst. Niddau und Biel liegen an der östlichen Seite des See's; Erlach liegt an der süd-westlichen Seite in einem Winkel, hat aber gleichwohl nach meinem Gefühle die schönste

Lage am ganzen See. Viel auf der nord-östlichen Seite desselben, jenseits der Zihl, die aus dem See sich ergießt, und nur eine Viertelstunde von hier entfernt, liegt schon im französischen Gebiete.

Wir blieben die vergangene Nacht, da wir zu spät an den Ufern des See's ankamen, um noch nach der Insel überzuschiffen, in einem kleinen Oertchen am Ufer desselben, Namens Lattringen. Das Wirthshaus war freilich schlecht; unser Zimmer oben im höchsten Stocke desselben enge und klein. Bei einer Tasse Thee, die uns glücklicherweise der Wirth verschaffen konnte, verplauderten wir indeß angenehm die Zeit bis zum Nachtessen, und genossen aus den Fenstern unsres Zimmers, als die stürmische Witterung sich gegen Abend etwas gelegt hatte, des Anblicks des Sonnen-Untergangs, oder vielmehr des Nachglanzes derselben, welcher die Umgebungen des See's und die auf der Mitte schwimmende Insel in einem eigenen

Reitze von düster = heller Beleuchtung zeigte. Unten gegen das Fürstenthum Neuenburg hin hieng über den Bergen schwarzes blasses Gewittergewölk, das sich dort zusammengezogen hatte, und dem ganzen Gemählde einen vorzüglich ernsten und feyerlichen Ton gab, und gleichsam die Hauptgrundlage desselben ward. Der See selbst trieb immer noch hohe und stürmische Wellen, mit einer Gewalt, die ich ihm nicht zugetraut hätte.

Diesen Morgen machten wir uns frühzeitig auf, und giengen nach Gerlesingen, von wo aus wir nach der Insel auf dem See überzufahren beschlossen. Der Himmel war wieder völlig heiter und klar. In einer kleinen Stunde fuhren wir hinüber. Die Insel mag etwa drei Viertelstunden im Umfange haben, und ist in der Mitte hügelförmig erhaben. Nur der vordere südliche Theil derselben ist angebaut, und zwar vorzüglich mit Weinreben bedeckt; der hintere oder nördliche Theil

derselben ist unfruchtbar und nur mit Waldungen bekränzt, durch die man einige breite Alleen gehauen hat, die zu angenehmen und reizenden Spaziergängen dienen, um so mehr, da man fast überall aus diesen Gängen, so wie überhaupt von der ganzen Insel, wo man sich auch befinden mag, eine schöne Aussicht über den See und die ihn bekränzenden fruchtbaren Ufer hat.

Das einzige Haus auf der Insel ist das Haus, worin der Schaffner oder Verwalter derselben wohnt *) Es war ehedem ein Kloster, und liegt gleich am Anfange, wo man an der Insel landet, am niedrigen Ufer. Es ist ziemlich geräumig, und dient zugleich den Fremden, die die Insel zu besuchen kommen, zu einer Art von Wirthshause, wo man alles findet, was zum Unterhalte und zur Bequemlichkeit dienen kann. Einige Zimmer sind

*) Die Insel gehört dem Spitale in Bern, das die Einkünfte derselben bezieht.

mit Betten versehen, für solche, die hier einige Tage zubringen oder übernachten wollen; doch wird dies Niemanden gestattet, der nicht die ausdrückliche Erlaubniß von Bern dazu mitbringt. — Unser Erstes, wie Sie denken können, als wir ankamen, war: uns das merkwürdige Zimmer zeigen zu lassen, worin der berühmte Genfer Bürger, als er aus seinem Vaterlande und aus Frankreich (seines Emils wegen) verbannt wurde, einen Theil seines Lebens, und, wie er selbst erzählt — vielleicht den glücklichsten Theil desselben zubrachte. *) Doch dies leztere, damit ich bestimmt mich ausdrücke, sagt er eigentlich nur von dem Aufenthalte auf der Insel überhaupt. Es zeichnet sich durch nichts aus, und sieht im Grunde ganz einer blos gewöhnlichen Bauernstube gleich. Lange ließ man die Meubels und die ganze Anordnung darin so, wie sie zu Rousseau's Zeiten selbst war; doch ist

*) Es war in den Jahren 1760.

diese jezt nicht ganz mehr, wie ehedem, und nicht so mehr, wie sie Meiners beschreibt. Wir fanden blos ein halb Dutzend mit grünem Tuch überzogener, alter Stühle, und einen großen hölzernen Tisch in der Mitte des Zimmers. Ein Bette, das ehedem in der Ecke desselbigen Zimmers stand, war nicht mehr zu sehen. Die Wände des Zimmers sind bloße Kalkwände, in die seit 40 Jahren eine Menge Reisender und andre Besuchende ihre Namen eingekritzelt hatten, die dadurch dem seltenen und merkwürdigen Manne ein vergängliches Denkmahl ihrer Huldigung — oft auch nur ihrer eigenen Eitelkeit ein solches zu setzen suchten. Selbst auf der Thüre des Zimmers waren so viele Namen mit Bleistift angeschrieben, daß es unmöglich würde gewesen seyn, noch einen dazwischen zu setzen. Blos um diese kostbaren Denkmähler nicht zu verlöschen, ist auch das Zimmer vielleicht seitdem nie wieder weiß angeworfen worden.

Die Decke oben ist ebenfalls blos mit Kalk

überworfen. Nur an einer einzigen Seite hat es ein paar große Fenster, südlich, gegen den See zu, durch welche die Sonne warm und freundlich herein schien, als wir uns in demselben befanden. Am Boden desselben ist eine Fallthüre, die in ein tiefer liegendes Zimmer des Schaffners hinabgeht, und von welcher Meiners behauptet, daß Rousseau sich allemahl durch dieselbe geflüchtet habe, wenn er dem Besuche überlästiger Fremden ausweichen wollte. Es würde sich aber fragen, ob diese Fallthüre zu jenen Zeiten wirklich schon da war? — Seine Lieblingsbeschäftigung auf dieser Insel bestand übrigens, wie er selbst in seinen Confessions erzählt, darin, daß er im Sommer oder zur Herbstzeit sich eine Schürze umband, in die Obstbäume stieg, und das Obst abpflücken, oder im Weinberge die Trauben lesen half. — Lauter Anzeichen, die den lebhaften Hang im Gemüthe dieses Mannes für das einfache Landleben beweisen, und der schon darum für die große Welt sich nie

ganz eignen konnte, in der er so unglücklich wurde.

Um 10 Uhr kam noch eine Gesellschaft aus Bern an, die, da es heute Sonntag ist, zu einer Lustparthie hieher sich vereinigt hatte, welches im Sommer, der reizenden Lage der Insel wegen, häufig geschieht. Wir speißten zusammen, und machten nach dem Essen einige Promenaden in den ausgehauenen Gängen des Waldes am nördlichen Ufer hin. In der Mitte der Hauptalleen, auf der Anhöhe, steht ein kleiner Pavillon, worin zur Zeit der Weinlese, wo hier drei Sonntage nach einander Winzerfeste gefeiert werden, getanzt wird. Wir ließen uns den Saal öffnen, und tranken Kaffe in demselben. Die heitere frische Luft, die uns umwehte, die grüne dunkle Bekleidung des Waldes, die Aussicht gegen die nördlichen steilen, einförmigen und romantischen Ufer hin, versezte uns alle in die froheste Stimmung. Es waren auch

einige Berner junge Frauenzimmer dabei, die uns durch ihre extrême Bescheidenheit und Modestie anzogen. Besonders war ein gar holdes gutartiges bescheidenes Mädchen darunter, das Julietta genannt wurde (ein Name, der hier nicht ohne Vorbedeutung war) und dessen Thun und Wesen, in seiner ganzen Art, in Blicken und Reden, uns sehr interessirte. Alle Berner Frauenzimmer von etwas Bildung sprechen französisch, und es ist fast die gewöhnliche Conversationssprache, wenigstens wenn Fremde zugegen sind, weil nur sehr wenige Frauenzimmer in Bern das reine Deutsch gut und richtig zu sprechen verstehen, und ihr Berner Patois vor dem Fremden zu sprechen sich schämen: Nie aber hörte ich diese an sich so gefällige Sprache mit einem solchen Ausdrucke von Seele und Betonung reden, wie aus ihrem Munde. Jedes Wort bezeichnete gleichsam ein neues Gefühl, eine neue interessante Seite ihres schönen Charakters, die bisher uns noch verborgen geblieben war. — Warum

glauben wohl so viele junge Frauenzimmer, daß es anständiger oder sittlicher sey, in Gesellschaften die Empfindungen ihres Herzens zu verbergen? — wofern sie würklich tiefe Empfindung und Adel des Gemüths besitzen? Wüßten sie, wie liebenswürdig sie durch diese natürliche *Unbefangenheit* und Wärme erscheinen — durch diese candeur ihres Gemüths, wie die Franzosen es nennen, (ein schönes Wort!) sie würden sich nie freiwillig oder aus bloßem Eigensinn einer *Eigenschaft* berauben, wodurch sie über das männliche Herz eine so große Gewalt behaupten.

Erst um 5 Uhr trennten wir uns, da die Berner Gesellschaft ihren Rückweg nach Hause antrat. Ruhberg und ich schifften uns erst gegen 7 mit ein paar Fischern von hier grade auf Niddau ein, wo wir ziemlich spät und erst mit der sinkenden Nacht angekommen sind.

Auf der Peters-Insel, den 21. August.

Ein unvorhergesehener Zufall hat uns hier noch um einige Tage zurückgehalten. Ruhberg, der sich wahrscheinlich den ersten Abend auf der Rückfahrt über den See zu stark erkühlt hat, liegt in Niddau krank. Er fand sich am andern Morgen von einem solchen Kopfweh und einem solchen Schwindel befallen, daß es uns unmöglich war, unsere Reise fortzusetzen. Hitze und Frost wechselten in den beiden ersten Tagen bei ihm ab, und nach der Versicherung des Arztes war die Krisis, die in ihm vorgieng, nicht ohne Bedenklichkeiten, indem sich leicht eine langwierigere Krankheit daraus hätte entspinnen können. Glücklicherweise ist er nun beinahe ganz wieder hergestellt, und übermorgen gedenken wir unsere Reise wieder anzutreten. Ich habe mich seitdem auf ein paar Tage hier auf der Insel einquartirt, von wo ich, der Nähe wegen, mit leichter Mühe zuweilen nach Niddau hinüber-

schiffe um den Patienten zu besuchen. Dürfte ich offen meine Meinung äußern, so würde ich behaupten, daß an dieser Krankheit Ruhbergs noch ein anderer Grund Antheil hätte, über den ich mir erst Aufklärung werde zu verschaffen suchen. So unangenehm der Vorfall an sich ist, so kann ich doch nicht sagen, daß ich nur einen Augenblick, durch diesen Zufall in der Fortsetzung unserer Reise gehemmt, hier Langeweile empfunden hätte. Täglich gewinne ich diese Gegend, so wie die ganze Lage und die Umgebungen des See's lieber. Die kleine schwimmende Insel in demselben nimmt sich, vom äußeren Ufer aus gesehen, ungemein mahlerisch aus, vorzüglich wenn sie im ersten Schimmer des frühen Morgenlichts noch wie mit einem leichten Dufte überzogen liegt. Auf ihr selbst fühlt man sich wie in der vertraulichsten und süßesten Einsiedelei. Die plätschernden Wellen, die sie umspülen, haben uns gleichsam von der übrigen Welt getrennt, und indem man den Blick auf die

umkränzenden und belebten Ufer wendet, fühlt man um so lebendiger und inniger das Vergnügen, ganz nur sein eigen, ganz sich selbst anzugehören. Die Leute, die die kleine Insel bewohnen, stöhren mich in nichts; ich gehe ganz meinen eigenen Ergötzungen nach. Zuweilen setze ich mich an dem schattigen Ufer nieder, und lese einen Theil von Roußeau's Werken wieder durch, die ich mir bei einem Freunde in Niddau geliehen habe; oder ich lasse mich von den Schiffern in einem Kahne auf dem See herumfahren, und betrachte, in seeliges Vergessen gewiegt, den Himmel und die durchsichtigen Wellen, die ihn plätschernd weiter treiben. Die Erinnerungen an den merkwürdigen und unsterblichen Mann, dessen Werke wir schon ehemahls so gerne zusammen lasen, umgeben mich; seine oft extravaganten, aber hinreißenden Ideen, sein Gefühl für die Natur, seine bizarren Eigenthümlichkeiten — alles wird mir wieder gegenwärtig. Aber troß dieser Eigenthümlichkeiten, wer müßte

ihn nicht lieben? Die Nachwelt wird gerechter seyn, als seine Zeitgenossen es waren. Noch oft wird ein fühlendes Herz, das von der Stärke und der Kraft des Ausdrucks, womit er bald einfache bald erhabene Wahrheiten vorträgt, ergriffen, oder von der Glut und der Leidenschaft, *mit* der er uns in Heloisens nie erreichte Zauberwelt entrückt, gefesselt wird, seinen Namen mit Verehrung nennen, und seinem Andenken Thränen weih'n.

Auf der nördlichen Seite der Insel, nicht weit von dem schon erwähnten Pavillon, ist ein reizendes Plätzchen. Neben den hohen gewölbten Gängen des Waldes ruht man auf einem alten Gemäuer, das die steilen Ufer einfaßt, und genießt der Aussicht über das ganze abendliche Ufer und gegen das Neuenburgische hin, dessen Berge den Horizont im Hintergrunde schließen. Hier ruhte ich heute früh, im Schatten der ehrwürdigen Eichen,

und

und entwarf folgendes kleine Gedicht, das ich Ihnen beilege. Nehmen Sie es mit Nachsicht auf.

An J. J. Rousseau.

An deine Urne lehnt, o unsterblicher,
Verklärter Geist! ein Wand'rer voll Wehmuth sich
Den still zu dem geweihten Haine
Führte Verehrung zu dir, und Liebe.

In jenen Räumen, welche kein Auge mißt,
Den hochgestirnten, wo der Orion glänzt,
Und wo die Jungfrau, (wer, mit Sehnsucht,
Schaute nicht oft zu der blauen Tiefe?)

Da wohnst, entlastet irrdischer Fesseln nun,
Ein freier Geist du; wandelst an Xenophon's
Und Plato's Hand du nun zum Urborn
Jeglicher Schönheit, der unvergänglich

Durch Blumen rinnt; und wenn, wo die Myrthe sich

Zu grüner Dämm'rung wölbt, aus der klaren Fluth
Der Wahrheit Bilder und der Schönheit,
Lieblich umarmt, euch entgegen strahlen:

Dann glänzen eure Häupter aus stiller Fluth,
Auch eure, euch entgegen, und fröhlicher
Und stolzer tanzt die Silberwelle
Leicht mit dem zitternden Bilde vorüber!

O Mann der Einfalt! Mann der Natur!
Wie trägt der Flug zu dir mich hinan! Wann wird
Es mir vergönnt, im Blüthenschatten,
Einst aus den silbernen, stillen Fluthen,

Wie du mich zu berauschen, daß feuriger
Mein Antlitz glüht', und bebend vor schauernder
Entzückung, in der Harfe Saiten
Greifend, ich ewige Schönheit! dich nur,

Dich, ew'ge Wahrheit, sänge, die selten ihr,
In voller Klarheit, selten dem Sterblichen
Euch hier enthüllet, wo der Täuschung
Schleier zu oft vor dem Blick' uns ruhet!

„Der Täuschung?“ — Ach! wie bebet im
Innern mir
Bei diesem Wort' die Seele! Unsinniger!
Glaubst du die Wahrheit je zu schauen?
Wärest du stark genug, sie zu ertragen?

O Wahrheit! Wahrheit! Eile, Verderber! nicht,
Des Lichtes Engel! nicht, mit dem Flammenblick
Mich zu vernichten, den der Erde
Hügel und Auen noch freundlich wiegen!

Ein Traum ist unser Leben. Ein seel'ger Traum
Ist auch der Geister Leben! Im Spiegel nur
Der Täuschung strahlt das Bild der Wahrheit
Lieblicher uns, und verklärt, entgegen.

Ein Traum ist unser Leben. Ein Schmetterling
Schweb' ich mit leichten Schwingen, im Frühlings-
traum
Von Blum' zu Blume, mich an ihrer
Blüth' und am Reitze des Dufts zu laben.

So sey mein Leben, Ew'ger! mein höheres,
Auch einst ihm ähnlich, wenn ich mit Plato's Geist,
Und Rousseau's einst, mich als Libelle,
Seeliger nur, auf dem Strome wiege!

Die Wahrheit — ewig sey sie nur dir geweiht!
Ist, was wir Täuschung nennen, auch Wahrheit nicht,
Gieb mir die Täuschung! Ewig wird mein
Herz dir, du Gütiger, ewig danken!

Solothurn, den 25. August.

Seit gestern sind wir endlich hier angekommen, und haben den heutigen Tag dazu angewandt, uns etwas in der Gegend umzusehen. Die Reise nach Solothurn, wenn er es irgend möglich machen kann, seinen Weg über hier zu nehmen, darf Niemanden gereuen. Die Stadt liegt in einer schönen, herrlichen Ebene, am Ufer der wie ein Silberband sich dahin schlängelnden Aar, die hier ruhig und ernst durch segenreiche, fruchtbare Gefilde sich ergießt. Gegen Abend oder Frankreich hin, eine Stunde von der Stadt, erheben sich die Gipfel der Jurakette, innerhalb welcher bald hier bald dort ungeheure groteske Felsenmassen empor starren. Bis dahin aber, bis an den Fuß der Kette, ist die Gegend gleichsam ein Paradies. Die Ebene ist mit kleinen Dörfern, mit reizenden Landhäusern, mit einzelnen Kirchen, Klöstern und Kapellen wie übersä't. Die Stadt ist stark befestigt, und mit

weitläuftigen Werken versehen; von den Wällen auf der Nord- und West-Seite genießt man vorzüglich des reizenden herrlichen Anblicks über die ganze Gegend. Bei'm Sonnenuntergange, wenn die Tinten an den Anhöhen der Berge und über der Tiefe sich verschwemmen, bietet diese ein würklich bezauberndes Gemählde dar, um so mehr, da der Blick an den Massen des Jura überall gehemmt, und immer wieder auf die blühende Landschaft selbst zurückzukehren genöthigt wird.

Die Aar fließt gleichsam mitten durch die Stadt; doch liegt die Haupt-Stadt am linken Ufer. Rechts desselben sind einige artige neuere Anlagen angebracht, aus denen man, wie aus einem eingefaßten Garten gegen die beiden Brücken hinan wandelt, die über den Strom führen. Der Punkt auf der untersten Brücke, den Anlagen grade gegen über, ist einer der schönsten in der Stadt selbst. Die eigentliche Stadt (am linken Ufer) ist zum Theil

enge gebaut und winkelicht; doch trifft man hie und da schöne Häuser. Däs schönste und vorzüglichste Gebäude aber ist die Stadtkirche, die Kirche des heiligen Ursus. Sie wurde, sagt man, vor ohngefähr 50 Jahren nach dem Muster der Peterskirche in Rom gebaut; ich habe aber die Uebereinstimmung nicht in allen Theilen gefunden. Indeß ist sie immer ein imponirendes Gebäude, mit einer breiten, prächtigen Façade, zu der 45 eben so breite Stufen hinan führen. Das Dach oben ist ganz flach und statt des Thurmes blos mit einer sich wölbenden Kuppel versehen. Der geräumige Vorhof von der Treppe bis zur Kirche ist ganz mit Marmor gepflastert. Schwerlich wird man in der ganzen Schweitz ein schöneres Gebäude der Art finden. Sie soll 800,000 Livres zu bauen gekostet haben.

Daß es im Kanton Solothurn noch wohlhabende Menschen geben müsse, sehen Sie zugleich

aus diesem Umstande schon allein. Die Stadt übrigens, so wie der ganze Kanton, ist strenge katholisch, und schon bei'm Eintritte von der Gränze her trifft man überall Kruzifixe an den Wegen. Die Priester üben hier noch eine große Herrschaft über die Gemüther aus, die zuweilen bis zur Despotie geht. So wagten sie es vor einigen Jahren noch, hier eine Art von Inquisition unter dem Namen eines Sitten-Tribunals zu errichten, vor welches alle diejenigen gezogen werden sollten, die sich irgend eine Abweichung von der rechtmäßigen Lehre, Vernachlässigung der Kirche und der kirchlichen Observanz zu Schulden kommen ließen. — Sie haben allerdings ihr Interesse dabei, und thun wohl daran, sich von ihrem Ansehn nichts nehmen zu lassen, da das Land wohlhabend ist, und es sich allem Anscheine nach hier gut leben läßt. —

Morgen wollen wir mit einem hiesigen Bekannten noch eine Tour nach dem so genannten

Weißenstein an der Anhöhe des Jura machen, wo man eine der schönsten und weitesten Umsichten haben soll, und werden dann unsern Weg wieder nach Luzern fortsetzen.

Luzern, den 29. August.

Wir sind nun beide hier wieder angelangt — Ruhberg und ich — und haben die beiden Freundinnen in erwünschtem Wohlseyn wieder angetroffen. In erwünschtem Wohlseyn? — ja! — obgleich nicht ganz in der friedlichen harmlosen Stimmung, worin ich sie fand, als ich das erste Mahl hier ankam. Auf Beaten scheint der neuliche unangenehme Vorfall in Bern, den ich Ihnen erzählte, die nachtheiligste Würkung gehabt zu haben. Fast hätte sie den Kopf verlohren, und einen sehr unklugen, unter Freunden gesagt: dummen Streich gemacht. Sie war seit ihrer Rückkunft im Begriff, sich ganz dem herzlosen, kalten, egoistischen Menschen — dem Herrn von Reb'na — in die Arme zu werfen, der diesen Augenblick gereizter Empfindlichkeit benuzt zu haben scheint, ihr würklich Vorschläge zu einer Verbindung mit ihm zu thun. Ich glaube gern, daß in Beatens Seele die Bilder

hoher und anhänglicher Liebe sehr tief eingegraben seyn mögen: Sie sah die Aufführung ihres Mannes, der ihr Andenken so ganz in den Staub tritt; sie rief sich wahrscheinlich zugleich die beharrlichen Beweise einer so seltenen Anhänglichkeit und Beständigkeit zurück, wie Herr v. Reb'na sie ihr bisher bezeigte — denn sie ist nicht undankbar, wie überhaupt kein Weib es in diesem Punkte ist — und so hätte der Plan leicht gelingen können. Nur eines ärgert mich fast an ihr, möchte ich sagen: daß sie nehmlich das Gefühl dieser Maulwurfs-Seele, dieses engherzigen Menschen, der überall nur das Nächste sieht, was seinem Vortheile oder seinem Vergnügen Nutzen bringen kann, und den auch bei ihr nur ihre Schönheit reizt — daß sie dies Gefühl je für ein höheres und edleres Gefühl halten und nehmen konnte. — Glücklicherweise ist der Plan nun gescheitert. Mit ihrer gewöhnlichen edlen Offenheit und mit dem Zutrauen, das sie uns Beiden stets gezeigt hat, theilte sie mir heute

früh seine deshalb getha'nen Aeußerungen mit, *um* meine Meinung darüber zu erfahren. Sie können denken, wie erstaunt ich war, sie selbst dem Plane nicht ganz abgeneigt zu finden. Ich eröffnete ihr jezt, über den Herrn von R. meine wahre Ansichten: „und dann“ sagte ich, „dürfen Sie Ihrer eigenen Ehre wegen diesen Schritt nicht thun“ — und nun erzählte ich ihr die Zusammenkunft, die ich in Bern mit ihrem Manne gehabt, und die Frage, die dieser dort schon eben dieses Herrn wegen an mich gemacht hatte. „Würde Herr von R**, nicht glauben“ sagte ich „wenn er einen solchen Schritt von Ihrer Seite erführe, daß der Herr von Reb'na Ihnen schon in München nicht gleichgültig gewesen sey? Scheint ihm nicht sogar schon sein gegenwärtiges Hierseyn aufzufallen, obgleich Sie unschuldig daran sind? Würde er nicht sein eigenes Betragen durch diesen Ihren Schritt gerechtfertigt glauben?“

Sie erschrak vor dem Gedanken. „Nein!

sagte sie, nimmermehr!“ Ihre reine Seele konnte die Vorstellung nicht ertragen, nur einen Augenblick bei ihrem Manne in einem solchen Verdachte zu seyn.

Ein viel zarteres, oder wenigstens gleichartigeres Verhältniß, hat sich indeß, wie ich entdeckt habe, zwischen Ruhberg und der idealen und jugendlichen Luzilie angeknüpft. Sollten Sie wohl glauben, daß die beiden jungen Leute in einen förmlichen kleinen Liebeshandel verstrickt sind? aber in einen der feinsten und delikatesten Art, wobei man sich blos durch Blicke versteht, die immer in einer Entfernung von 50 Schritten wenigstens einander verstohlen treffen. So ist es recht! Das junge Paar könnte ich beneiden. Das ist der wahre Genuß der Liebe, wenn man von dem brausenden und schäumenden Kelche nur eben am Rande nippt. Bei Ruhberg scheint indeß das Feuer, vermöge des Vorsprungs, den er an Jahren hat, schon etwas heftiger zu seyn, da das Gefühl in ihm,

wie ich bemerkt habe, mit Sehnsucht und Schwermuth sich mischt; bei Luzilien ist es mehr die sanfte spielende Flamme, die das Auge ergözt, ohne gleich den Gegenstand gewaltsam zu verzehren, den sie ergreift. Die strahlende Freudigkeit, die ich auf Ruhbergs Gesichte wahrnahm, jemehr wir uns Luzern näherten; ihr plötzliches Erröthen, als er grüßend mit mir ins Zimmer trat, und seine Blicke zuerst auf sie fielen; seine Schüchternheit und seine Verlegenheit, als er nun vor ihr dastand, alles das hat mir über das bestehende geheime Einverständniß keinen Zweifel mehr übrig gelassen.

Wir kamen gestern hier an. Wir glaubten, daß wir heute oder morgen wenigstens mit den beiden Frauenzimmern gleich wieder weiter würden reisen können, unserm Ziele zu; allein es ist schon seit ein paar Tagen ein solches fortwährendes, häßliches Regenwetter, daß weiter zu reisen unmöglich ist. Bis dahin also Geduld!

Zum Schlusse lege ich Ihnen jezt noch das kleine Volksgedicht in der Schweitzer Mundart bei, das ich Ihnen schon von Bern aus versprach. Ich bemerke bei demselben blos, daß dieser Dialekt, so wie er hier erscheint, vorzüglich in dem Kanton Zürich, in den kleinen Kantonen, und zum Theil auch im Kanton Bern gesprochen wird. Im Kanton Solothurn, und überhaupt in den an den Kanton Basel gränzenden Kantonen, wird schon mehr das elsässische Deutsch gesprochen; in den an Frankreich gränzenden mehr die französische Sprache ꝛc. Eine eigene Bemerkung machte ich bei dem schon erwähnten Berner Patois; nehmlich, daß es viele Aehnlichkeit mit dem Holländischen und Plattdeutschen hat. —

Was d' Schwytzer bruchid.

Chor:

Was brucht me in der Schwytz?
Was brucht me in der Schwytzerland?
Juchheisasa! o Vaterland!
Das brucht me in der Schwytz!

1.

E Milch, de syß nit sur
Darvo de Schwytzer Bur
Vil hundert Zentner Anken macht,
Darus de beste Kychli bacht:
Das brucht me in der Schwytz!

2.

E gute alte Käß
De Schwytzer Bur is g'fräß,
Das Lib und Seel z'sämmenbind
Am jyngste Tag i's Bug no find!
Das brucht me in der Schwytz!

3.

Der Ziger ist au gut,
Und kült is unser Blut
Hed ainer gute Appetit
So frißt er, bis er niderlit:
Das brucht me in der Schwytz!

4.

E schöne kühle Wy
E gute Frynd daby
D' is mä lustig mitenand
Und drykt enand ä kli a d' Hand:
Das brucht me in der Schwytz!

5.

Gott, Fried und Einigkeit
Und Muth und Tapferkeit
De sind mer jo de fry'ste Lyt
Und fürchtid d' Stuck und Bychse nyd:
Das brucht me in der Schwytz!

6.

Sust bruchit mer nit meh
Als G'sundheit unserm Veh
Und unserm Wibrä au daheim
Und mir, und dir und unser eim.
Das brucht me in der Schwytz.

Art am Zuger-See, den 3. September.

Ich habe Ihnen, mein guter Freund! von einem der traurigsten und zugleich von einem der schrecklichsten Ereignisse Nachricht zu geben, die ich je erlebt habe. Noch weiß ich kaum, wo ich zuerst beginnen soll, denn der Geist ist bestürzt, betäubt; das Gemüth tief im Innersten zerrissen. Unsere Freundin Beate ist nicht mehr. — — Wir alle stehen hier, wie vom Schmerze vernichtet, um ihre Leiche her, und wissen kaum, ob das, was wir gesehen und erlebt, Wahrheit oder nur ein gräßliches Gebilde der irren Phantasie sey. — Ach! leider nur Wahrheit, schreckliche Wahrheit! — Luzilie zerfließt fast in Thränen, und es ist uns unmöglich, ihr auch nur die leiseste Tröstung einzusprechen. Sie verlohr in ihr nicht nur eine geliebte Schwester, sondern die treueste mütterliche Freundin und Führerin. Aber Beate ist es *nicht* allein, deren Tod hier beweint wird, um die wir

klagen: durch eines der außerordentlichsten Ereignisse der Natur sind drei, beinahe vier blühende Dörfer in dem Thale, worin wir uns hier befinden, von der Oberfläche der Erde verschwunden, und die Einwohner derselben unter Schutt und Ruin begraben worden. Das ganze Thal ist voll des namenlosesten Jammers; der Anblick ist herzzerreißend. Männer, die vom Felde oder von den Weiden heimkehrten, um ihr Weib und ihre Kinder, Gattinnen, welche heimkehrten, um ihre Familie wieder aufzusuchen, Kinder, welche am Abend heim zu kehren gedachten, um des langgewöhnten Anblicks der elterlichen Hütte sich wieder zu erfreuen — finden alles das nicht mehr, und irren trostlos und den Blick voll stummer Verzweiflung um die Zerstöhrung umher, unter welcher alles, was ihnen theuer, begraben liegt.

Gestern früh um 10 Uhr fieng der Himmel nach einem über sechs Tage lang fortgewährten starken

Regenwetter an, sich aufzuheitern, und wir schickten uns an, da wir schon fünf Tage lang in Luzern vergeblich auf bessere Witterung gewartet hatten, mit den beiden Schwestern die verabredete Reise anzutreten. Wir wollten den Nachmittag noch bis Einsiedel, oder wenigstens bis Sattel wallfahrten. Wir kamen um 4 Uhr hier in Art an, *) wo wir uns etwas erfrischten. In dem Gasthofe trafen wir noch einige Fremde, die von Zug kamen, und nach Schwytz reisen wollten. Indem wir uns noch mit einander unterhielten, kamen Leute aus dem Thale von Goldau her, welche von einer außerordentlichen Erscheinung redeten, die um den Gipfel des Schwytzer-Hakens zu sehen sey, (einem Berggipfel im Kantone Schwytz, östlich vom Thale von Goldau.) Ein leichter Wolkenkranz, hieß es, schwebe um die Spitze des Gipfels, aus dem von Zeit zu Zeit Blitze sich ent-

---

*) S. den 6. Brief, S. 30.

wickelten. Wir machten uns also alle zusammen auf, und wandelten eine Strecke auf dem Wege nach Goldau fort, um der freien Ansicht dieses Berggipfels zu genießen; für die, die nach Schwytz reisen wollten, führte ohnehin der Weg da hinab. Auf einmahl als wir etwa eine kleine Viertelstunde von Art entfernt waren, hörten wir an der Seite des hohen Bergrückens, der nördlich das Thal begränzt, der Spitzenbüel genannt, ein sonderbares Geräusch und Geprassel; wir schauten hin, und sahen nur, daß die Waldungen am Abhange und auf der Höhe schwankten, und sich zu bewegen anfiengen; aber ehe wir uns noch einen bestimmten Begriff von der Ursache deshalb bilden konnten, rutschte eine ganze Lage der abhängigen Seite des Berges, eine ungeheure Masse, pfeilschnell hinab, und stürzte in demselben Augenblicke mit fürchterlichem Krachen und Getöse über den Rest des Thales vor uns, und über die Hütten von Goldau, Busingen, Röthen und Lowertz hin. Der Dampf

und der Staub, der im gleichen Momente von allen Seiten emporschlug, machte es unmöglich, irgend etwas zu unterscheiden — Schrecklich war der Augenblick — Beate sank an unserer Seite hin, das fühlte ich; wir hörten sie jammern und stöhnen. Ein kalter Schauer lief mir bei den klagenden Lauten durch alle Glieder. Als nach und nach der Dampf sich verzog, und man wieder etwas zu unterscheiden anfieng: — wer beschreibt den Anblick! Die ganze Gegend wie umgekehrt; wir erkannten kaum selbst uns wieder. Eine Gesellschaft von Fremden, die etwa nur 50 Schritte weiter vor uns vorausgegangen war, lag schon unter dem Schutte mit begraben. Beaten war ein Felsenstück, das durch die Luft geschleudert ward, auf die Brust geflogen, und hatte sie stark zerquetscht; sie lag ächzend an der Erde, und spie' Ströme von Blut aus ihrem Munde. — Ach! theurer Freund, verzeihen Sie! Die Feder entsinkt meiner Hand. Es ist mir unmöglich, das Gemählde zu

vollenden. Die geliebte Gestalt so entstellt zu sehen — es zerreißt das tiefste Herz. — Ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre Anmuth, ihre seelenvolle Güte sind verschwunden, als ob sie nimmer gewesen wäre.

— Ruhig und gefaßt knüpfe ich den Faden wieder an. Es ist mir eine Erleichterung, meine Empfindungen in Ihre theilnehmende Brust auszugießen, denn auch Sie werden der Edlen, der Unglücklichen, die so warm alles Schöne liebte, alles Gute wollte, eine Thräne nicht versagen. Wir ließen Sie durch Leute hieher in den Gasthof zurück bringen. Sie lebte bis diese vergangene Nacht um 1 Uhr — zwar nur unter großen Schmerzen fort — Dann verschied sie. Ein unbeschreiblicher Augenblick für Luzilien, und überhaupt für uns alle. Noch am gestrigen Mittage giengen wir so froh, so heiter von Luzern weg — und sie war bestimmt, es nie wieder zu sehen? — Das Schicksal

ihrer jüngeren Schwester war das, was sie im lezten Lebensaugenblicke noch allein, und am meisten beschäftigte. Noch kurz vor ihrem Hinscheiden, in einem Augenblicke, wo sie etwas Schmerzensfreier schien, rief sie mich an ihr Bette. Ich nahte. „Theurer Freund!“ hob sie darauf mit schwacher Stimme an, indem sie mir ihre Hand reichte: „ich fühle, daß mein Leben hier nicht mehr von langer Dauer seyn wird; nur Eine Pflicht fodere ich von Ihnen, als von einem langgeprüften Freunde, bevor ich sterbe. — Sie kennen Luziliens große Jugend, ihren feurigen, zarten Geist, ihre blühende Schönheit. Sie wissen auch, wie weder das Erstere noch das Leztere geeignet seyn dürfte, ihre Unschuld und ihre Ruhe vor Gefahren und Nachstellungen zu sichern. Wenn ich Ihnen je werth war; wenn ich Sie stets, als ob Sie mein nächster Verwandter wären, geschäzt und geliebt habe: so beschwöre ich Sie bei dieser Ihrer Rechten, bei Ihrem Edelmuthe, bei Ihrer Treue selbst, bei der feyerlichen

Einsamkeit, die uns in dieser lezten Stunde meines Lebens umgiebt, sich ihrer anzunehmen, sie nie zu verlassen, für ihr Glück und für ihre Zukunft zu sorgen. Ich setze Sie über sie zum Vormunde, zum Freunde, zum Bruder, zum Beschützer.“ — Luzilie saß in Thränen versunken neben uns, und Beate forderte sie auf, diesen ihren Willen wie den der mütterlichsten und zärtlichsten Freundin zu ehren. Tiefgerührt versprach ich ihr, alles was sie von mir heischte, zu erfüllen. Sie wendete noch einmahl einen dankbaren Blick auf mich, einen segnenden auf die Schwester, richtete dann ihr Auge zum Himmel — und verschied.

Solch ein Ende nahm also die unglückliche, die edle Beate, die immer ganz, und mit voller Seele, die Freundin ihrer Freunde und ihrer Freundinnen war: solch ein Ende mit Hunderten der Unglücklichen, deren Loos vielleicht noch beklagenswerther ist; die vielleicht bei diesem schrecklichen Ereignisse —

nicht einmahl ihren Tod gefunden haben. Gewiß werden in mancher kleinen Hütte, die der Sturz des Berges vielleicht nicht gleich erdrücken konnte, besonders da, wo mehrere beisammen stehn, unglückliche Gattinnen, Greise und Kinder schmachten, die nun einem gräßlichen Hungertode entgegen sehen. Aufzugraben ist nirgends möglich; der Schutt hat die vier kleinen Dörfer grade unter seiner Mitte begraben, etwa Lowertz ausgenommen, von dem noch 8 — 10 Häuser, und der Kirchthurm frei geblieben sind. Er liegt an mehreren Stellen so hoch, daß es gewiß 80 — 100 und 120 Fuß beträgt. Ueber Goldau hin ist ein ganz neuer kleiner Berg wieder aufgethürmt worden. Niemand erkennt dies einst so blühende Thal fast mehr. An dem äußeren Rande der Verschüttung hin sieht man hier und dort einzelne Balken und Latten in grader Richtung aus dem Schutte emporstehen; dies macht einen vorzüglich grausenden Anblick. Diese Häuser wurden also gewiß zertrümmert, und die darin

Wohnenden gleich getödtet. Der Sturz warf sich mit einer solchen Gewalt über das ganze Thal hin, daß er an den unteren Regionen des Rigi, der dasselbe auf der Abendseite begränzt, und der von dem jenseitigen Berge etwa eine halbe Stunde entfernt steht, wieder anschlug, und die stärksten Bäume, Eichen und Tannen am Abhange desselben, wie leichtes Rohr zersplittert hat. Ungeheure Felsen von mehreren 1000 Zentnern liegen an den Anhöhen des Rigi, auf den Alpen und Wiesen umher. In den Lowertzer See stürzte sich ebenfalls ein Theil des ganzen Schuttes, so daß er diesen zum vierten Theile ausgefüllt hat, und dadurch das Wasser in dem übrigen Theile zu einer solchen Höhe trieb, daß im ersten Augenblicke Ueberschwemmungen über die nächst angränzende Gegend daraus entstanden sind, und mehrere Mühlenwerke fortgerissen wurden.

Die Ursache dieses schrecklichen Einsturzes ist wahrscheinlich keine andere, als daß der beständig

anhaltende Regen diese Lage oder Schichte an der Bergseite, die auf einer bloßen Lage von flachen Sandsteinen geruht zu haben scheint, nach und nach abgelößt hat. Das Abreißen der Schicht fängt oben am höchsten Gipfel des Berges an, und die Höhe bis dahin auf, wenn man vom Thale aus den Berg besteigen wollte, beträgt vielleicht eine halbe Stunde, bis 3 Viertelstunden. Die von dem Schutte mit erreichten Fremden sind größtentheils Berner, die eine Lustreise durch diesen Theil der Schweiß machen wollten. Viere von der Gesellschaft, die, wie wir, auf dem Wege etwas zurück geblieben waren, kamen gestern Abend nach Art wieder zurück; 6 Personen sind geblieben. Die Zurückkehrenden sind der Verzweiflung nahe, denn Einer von ihnen hat seine Gattin und seine Tochter dabei eingebüßt. — Schrecklicher Zustand! — Ach! und ist er wohl der einzige, dem das Schicksal eine so grausame Wunde geschlagen hat? Jammern

mern und klagen wir nicht alle? Wie mancher Familien-Vater geht ebenfalls in dumpfer Verzweiflung um die Zerstöhrung umher, und sucht vergeblich in Gedanken die Stelle, wo einst seine Hütte stand, und wo nun alle die Seinigen, die nicht etwa außer dem Hause sich befanden, für immer begraben ruhn. Man rechnet, daß 500 — 600 Menschen verschüttet sind.

Doch genug der Schilderung des Jammers und des Elends, welches drei einzige Minuten in diesem Thale bereitet haben. Eine traurige Pflicht hält mich hier noch zurück, um es nicht gleich verlassen zu können; eine Pflicht, die die Freundschaft mir feyerlich und heilig macht. Ersparen Sie mir, ihren Namen Ihnen zu nennen. Von Konstanz aus, und nicht eher, erfahren sie wieder von mir.

Konstanz, den 10. September.

Ich habe es für das beste gehalten, die arme, und nun gleichsam verwaißte Luzilie, aus Luzern, wo alles ihr den Verlust ihrer Schwester zu schmerzlich würde zurückgerufen haben, für einige Zeit zu entfernen. Sie ist heute mit mir und Ruhberg in Konstanz angelangt, und wohnt nun in dem Hause der Freundin, wo sie anfangs mit ihrer Schwester zusammen erwartet wurde, und die zugleich noch eine entfernte Anverwandtin von *ihr* ist. Dies soll und wird mir von den Rechten, die Beate mir übertragen hat, und die mir stets die heiligste meiner Pflichten seyn werden, nichts nehmen. So lange wie irgend möglich, soll sie hier bleiben, weil es in ihrem gegenwärtigen Alter besonders zweckmäßig für sie ist, unter den Augen eines älteren, klugen, erfahrenen und gebildeten Frauenzimmers ihre eigene Bildung fortzusetzen und zu vollenden — und das alles scheint mir diese Freun-

din zu seyn. Mit der rührendsten Wehmuth und Zärtlichkeit wurde sie empfangen. Mich ruft in diesem Augenblicke meine Bestimmung wieder zu den Ufern des Neckar's zurück. Auf's Frühjahr aber kehre ich, wo möglich, wieder hieher zurück, um einige der ersten Sommertage hier zuzubringen. Ruhberg reis't ebenfalls weiter; er geht von hier auf N. und wird Sie vielleicht dort besuchen. Er hat die Freundin und mich um die Erlaubniß gebeten, Luzilien schreiben zu dürfen — Warum nicht? — Ein zweckmäßig geführter Briefwechsel mit einem Manne kann einem jungen Frauenzimmer für seine Bildung sehr nützlich werden.

So wäre ich denn nun nach manchen Genüssen, die mir die Schweiz gewährte, nach fröhlichen und höchst schmerzlichen Ereignissen, an der Gränze derselben wieder angelangt. Ach! das Andenken des lezteren wird noch lange in meiner Seele

dauernd seyn! — Morgen und übermorgen werden wir uns hier noch verweilen, um uns in der Gegend etwas umzusehen. Schade, daß Konstanz selbst eine so schmutzige, winkelichte Stadt ist! Stände hier an ihrer Stelle eine Stadt, wie Bern, so wäre die ganze Gegend einer der erhabensten und schönsten Punkte, grade im Uebergange von deutscher zu schweitzerischer Natur. Der große spiegelnde See, mit schwimmenden Kähnen und wehenden Wimpeln bedeckt, gewährt einen mahlerischen Anblick, zumahl im frühen Morgenlichte oder bei'm sinkenden Abende, wenn über dem fernen See hin schon der Nebel verbreitet liegt. Die Berge auf der Schweitzer-Seite, am Kantone Thurgau, und gegen Appenzell und Graubündten hin, stehen hoch und von Duft umzogen da. Ganz in der Tiefe, wo der Rhein aus Graubündten kommt, reihen an die Schnee-Alpen der Schweitz die im Voralbergischen und in Tyrol sich an. Die Fläche bis dorthin ist von solcher Ausdehnung,

daß Sie Schiffe, die vom Hintergrunde herkommen, nicht eher sehen, bis sie eine gewisse Höhe des See's erreicht haben. Die Ufer auf der deutschen Seite sind zum Theil mit Waldungen bekränzt, und mit vielen kleinen Städten und Dörfern besä't.

N. S.

Vom 10. Mai, 1808.

Dem Leser dieser Briefe, der vielleicht für die eine oder die andere der darin in Handlung auftretenden Personen sich gütig interessirte, bin ich schuldig zu sagen, daß Ruhberg und Luzilie jezt beide mit einander verbunden leben. Wie ganz Beide für einander geschaffen waren, ist dem Leser wohl, wie mir, nicht entgangen. Ein solches Bündniß der Herzen soll und darf nicht getrennt werden. — Ruhberg findet in ihr in vollem Masse, was sein reiner, treuer Sinn, sein stiller, bescheidener Geist, sein edles Herz zu finden verdiente. In der Schweitz sein Hüttchen zu bau'n, wie er begeistert einst äußerte, ward ihm nicht vergönnt; Verhältnisse halten ihn in seinem Vaterlande, in der Mark Brandenburg, zurück. Dort lebt er mit Luzilien auf einem kleinen Gute, das ihm angehört, an den Ufern der Spree, und realisirt im

kahlen, einförmigen Norden ein Leben, das er sich unter den üppigen Reitzen der Natur, im Thale von Lauterbrunnen, blos idealisch dachte. — Doch überall ist ja der Himmel, wo er in unserm Herzen ist! — In einem kleinen Wäldchen zur Seite des Flusses ließen Beide nach ihrer Verbindung einen einfachen ländlichen Altar errichten, der, auf einigen Stufen von Rasen ruhend, dem Andenken Beatens geweiht ist, und an dessen Fuße sie der Edlen, die sich ihres Glückes selbst nicht mehr theilnehmend freuen kann, oft noch stille Thränen weih'n.

Bayerische Staatsbibliothek München

Schwelm, gedruckt bey J. L. Schober.

SCHEGAR
inderei - Stempel
PUCHHEIM
Augsburger Straße 33

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eichholz, Johann Heinrich.

Darstellungen aus der Schweiz

Leipzig 1808

Helv. 258
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10453376-2